



32101 066462555

Röttger

DIE FERNEN INSELN

LIBRARY  
OF  
PRINCETON UNIVERSITY

18 7

# Die fernen Inseln



Karl Röttger





Karl Röttger

# Die fernen Inseln

Aus den Tagen der Kindheit



---

Verlag Erich Matthes, Leipzig 1921

Der Einband-Entwurf ist von  
Walter von Wecus in Düsseldorf.  
Den Druck besorgte G. Reichardt  
in Großsch unter Benutzung der  
Liemann-Fraktur. Die Einbände  
sind von Adolph Stieler in Leipzig.

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright by Erich Matthes  
Hartenstein 1921.

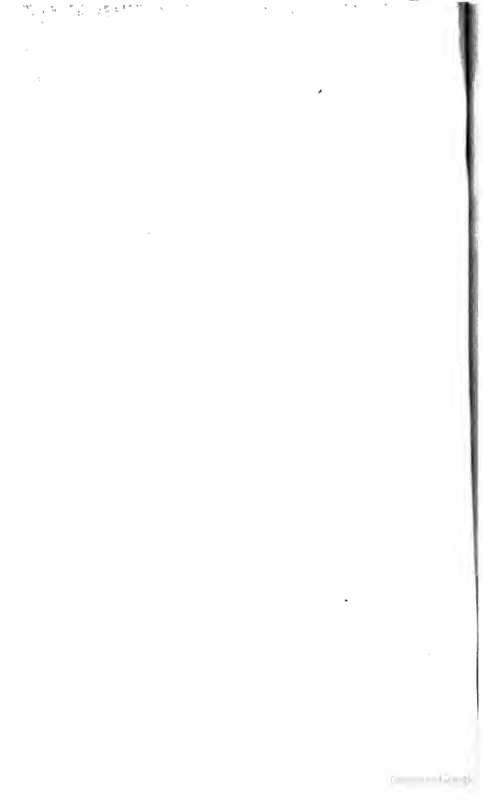
## Inhalt:

	Seite
Einleitung: Kindsein . . . . .	5
Friedemann . . . . .	10
Das Staunen . . . . .	17
Aus der Schulzeit . . . . .	20
Der Pferdestall . . . . .	28
Das Kind und die Tiere . . . . .	32
Rätsel . . . . .	36
Schauenster . . . . .	40
Düfte und Farben . . . . .	45
Der Sonntag . . . . .	51
Konfirmation . . . . .	56
Frühlingsabend . . . . .	61
Sommerabende . . . . .	65
Alte Winkel . . . . .	67
Die Scham . . . . .	70
Das Fest . . . . .	73
Die Sommerwiese . . . . .	76
Die Entdeckungen des kleinen Walter . . . . .	79
Gott und Wunder . . . . .	85
Wiesen der Kindheit . . . . .	93
Vor dem Spiegel . . . . .	97
Sehnsucht nach dem Schicksal . . . . .	99
Bilder - Wolken - Ferne . . . . .	102
Kinder - Glocken - Nächte . . . . .	110

**(RECAP)**

453  
92  
354  
**549379**





## Einleitung: Kindsein.

Alle fortschreitende Erkenntnis beim Menschen ist das Aufbrechen eines inneren Auges. Die Natur, unsere, der Menschen, die Natur schlechthin: wird ihrer selbst bewusst – und sieht auf einmal etwas – das im Grunde immer da war und bislang nicht gesehen wurde. Vorauf geht ein Mühen und eine Sehnsucht, so daß all das, was dann wird, als organisches Werden zu bewerten ist. Vielleicht verdeutsche ich's am besten dadurch, daß ich kurz erzähle, wie es mir erging. Ich stand 10 Jahre im Lehrberuf und quälte mich sehr damit ab, eine Art des Unterrichtens, vor allem in ganz bestimmten Fächern, zu finden, die den Erfordernissen wie meinem Gewissen gerecht wurde – und den Kindern nicht den Schulbetrieb verfehlte. Das Schwierigste, Heikelste und Quälendste war der Religionsunterricht; nicht einmal so sehr in religiöser Beziehung, die religiösen Gewissenskonflikte waren es garnicht so sehr, die mich quälten, als vielmehr die methodischen. Ich erkannte, daß rein pädagogisch gesehen der Religionsunterricht in der üblichen Gestalt etwas dem Kinde Ungemäßes sei. Da war nun die Frage: wie da herausfinden? Wie einen Weg des Unterrichts finden, der zugleich religiös, kindergemäß war und mir mein Gewissen reinhielt? Ich las die entsprechende Literatur, die sich mit der Reform dieses „Faches“ befaßte; las die Bestrebungen, die auf Entfernung des Religionsunterrichtes aus den Schulen hinaus gingen – und kam von all dem unbefriedigt zu mir zurück. Was tun? Ich fühlte nur, daß ich selber suchen müsse. Und da, zum ersten Male in meinen Erwachsenenjahren, fiel mir meine eigene Kindheit ein, mein eigenes Kindsein, das ich doch einst, einst gelebt und dann fast ganz vergessen hatte. Und was lag nun näher, als dies mein eigenes Kindsein zu überdenken, so gut ich's heraufholen konnte aus dem Meer des

Vergessenen und vorerst einmal lange, genau zu überdenken, was denn mir damals Religion, Religionsunterricht gewesen, ob und wie sehr ich damals religiöse Triebe usw. etwa gehabt habe. Und je mehr ich darüber nachdachte, je mehr fand ich. Wie eine ferne, leise Melodie kam's über mich und ich erkannte, die Erwachsenen wissen so ganz, ganz wenig vom Kinde, sie haben meist nur eine Meinung vom Kinde, und geben sich nur selten die Mühe, diese Meinung am wirklichen Leben nachzuprüfen oder, wie ich bei einem Schriftsteller so fein las, sie leben „neben den Kindern“, nicht mit, bei den Kindern. Das ist ja auch so ganz schwer, denn alles Kindsein vollzieht sich in einer ganz großen Einsamkeit. Kindsein ist für uns eins der größten Rätsel und schwer zu lösen. Ein Rätsel, das man am besten mit großem reinem Schauen löst. Am ehesten so löst. Wir gehen an so vielem kleinem Leben achtlos vorüber und wissen es nicht, bis uns auf einmal die Augen aufgehen, und wir fast erschüttert stehen. Wie etwa den Kindern, die vor Weihnachten vor den Schaufenstern stehen und sich heimliche, wunderselige Worte zuflüsterten. Wieviel Märchenhoffnungen und Wundertragiken werden da vor Weihnachten und zu Weihnachten erlebt! . . . Wieviel Kinderschicksal im Spiel, an den Frühlingsabenden, in der Schule, in der Einsamkeit eines Winkels, in Höfen oder an den Hecken draußen, bei Buch und Traum . . .

Eine Zeitlang, im Frühjahr, sah ich jeden Mittag, wenn ich um 1 Uhr nach Hause ging, auf einer offenen grasbewachsenen Baustelle zwischen zwei Häusern, hinterm Zaun, einen kleinen Jungen mit einem Zicklein spielen. Ich blieb oft stehen und sah ihm zu, ohne daß er mich sah. Wie er in reiner Freude mit dem Tiere spielte, es streichelte, vor ihm weg lief, daß es in drolligen Sprüngen ihm nachsetzte, wie er es dann wieder zu haschen suchte — wie er fast als tiergleiches Wesen in reiner Freude mit dem Tier lebte — das erschütterte mich. Und denen, die etwa meinen sollten, es liege in dem Wort tiergleich etwas Herabsetzendes, möchte ich sagen, daß sie dergleichen auch zu erleben trachten

sollten, um das Gefühl der Heiligkeit des Lebens zu bekommen. Denn dies Gefühl war für mich da das Wertvollste. Denn wer möchte sagen beim Anblick solcher und anderer Kinderszenen, er verstehe das Kind oder wüßte viel von ihm, wo das Gefühl der großen Einsamkeit fast das einzige ist, was man sicher weiß?

Oder so: auf dem Marktplatz der Kleinstadt (Linden, die anfangen zu grünen, stehen da herum) spielen mehrere Häuflein Kinder. Späte Nachmittagssonne scheint kühl über den Platz, ein kleines Windlein weht, Scheiben von kleinen Häusern blitzen in der Sonne, ein Mann mit einem Karren fährt vorüber und die Kinder spielen: mit den Marmelsteinen, mit dem Ball, mit den Kreiseln. Sie sind alle ganz bei sich und ihrem Spiel. Da ist die Welt — und wie groß! Wie groß, das merkt man erst, wenn man dies Spielen . . . wirklich sieht. Da entweicht nämlich im Kreise rings die andere, die größere, die Erwachsenenwelt . . . O heiliger Ernst des Kinderspiels und der heilige Eifer darin und die reine Freude! Es sind ja Ferien, Osterferien — und es ist Frühling in der Luft, und in allen Gliedern und Herzen. Sie wissen es sicher kaum — aber sie leben es ganz und voll aus. Im Hintergrunde, gegen die Kirche zu, ragt ein großes dunkelrotes Haus empor, mit vielen großen Fenstern: die Schule, vierzehnklassig — aber sie sehn sie nicht. — Sie sehn sie wirklich nicht, — es sind doch Ferien! Und so spielen sie. — Aber es kommt die feine, erste Dämmerung, die wird dichter, vom Turm die Glocke schlägt, ein paar Mütter rufen nach ihren Kindern aus den umliegenden Häusern, sie sollen zum Abendessen kommen, da stoßen die Spiele, da beginnt die allgemeine Auflösung . . . und da mitten hinein sagt auf einmal ein acht- oder neunjähriges Mädchen mit einer wahren und tiefen Trauer — —: „Ach, morgen fängt ja die Schule wieder an!“ — —

Den Sinn für das Kleine und Verborgene müßten wir wohl wieder bekommen. Kindsein war doch wohl immer etwas anderes, als wir lange meinten . . . nicht ein dummes

Unfertigkeit, das sich bemühen soll, schnell erwachsen zu sein; — ist es nicht viel mehr ein Sein und Leben — für sich? Jedenfalls, ist es nicht mehr —: als 30 Schulstunden in der Woche, und gelernte biblische Geschichte, Geographie und Vokabeln?

Welcher Erwachsene, wenn er ein ernster Mensch ist, könnte „Kinderkult“ meinen? Wer aber dürfte nicht die Freude und das Staunen vor reinem Kindsein meinen dürfen und sich gewinnen dürfen?

Aus meinen Heidejahren weiß ich noch dies: wie ich unter den Kiefern hervor ein paar Hütelinder, einen Jungen und ein Mädchen spielen sah, im Frühling, der Junge arbeitete mit rotem Gesicht an einer Weidenflöte und das Mädchen suchte auf der Wiese nach Blumen und Weidenknöpfchen, trug hin und wieder dem Jungen einiges herzu, sprach mit ihm ein paar Worte, der nickte, ging wieder, und so lange Zeit. Ich stand eine ganze Weile da, hinter den Bäumen, kam aber nicht hervor und ging dann langsam und nachdenklich fort.

Denn: man muß als „Großer“ wohl auch die nötige Scheu haben, in das Kindsein da herein zu treten, wo man stören würde oder stören könnte. Behutsamkeit ist not. Neben aller Behutsamkeit aber nun wohl auch das Mitfühlen dessen, der da erkennt: sieh' da, das kleine Leben, an dem ich lang' vorbei sah! Nicht, daß er glauben soll, er erkenne es alles schon gleich auf den ersten Blick, — das Geheimste und Verborgenste erfordert oft die stärkste Bemühung des Geistes und der Seele . . .

Habt Ihr bedacht, Ihr Eltern, wenn Eure Kleinen nun zum erstenmal mit ihrem schweren, schweren Tornister (ein Täfelchen, ein Fibelchen und ein paar Griffel sind darin) der Schule zuwandern, was für Welten da kreisen in kleinen Köpfchen; Hoffnungen, Wünsche, Befürchtungen, Ängste? Das einfachste ist wohl oft schwer zu begreifen, also dies: daß Schule nicht bloß so Schule ist, — sondern den Kleinen: Beginn eines ganz großen, neuen und schweren Lebens. — Ach, nicht wahr (und habt Ihr's selber nicht vergessen?):

die schönen, neuen, bunten (ach, so bunten) Griffel schreiben sich zu ganz armseligen Stümpeln ab, und eines Tages ist die Schiefertafel „kaputt“! Und du Mutter schiltst noch das weinende „unachtsame“ Kind!

So schleppt sie sich hin, die Seele des Kindes, zwischen manchem kleinen Glück und vielem Unverstandensein. Hier ein Symbol: spielende oder spazierende Kinder in hellen Kleidern im Sonntagssonnenschein. Und dann der schwermütige Abend —: morgen ist wieder Alltag, und Schulbeginn, und oben am Markt das Schulhaus wirft große Schatten langhin in der Abendsonne.

Sollten wir als erste und dringendste Sorge nicht dies bedenken, wie wir Freude, viel Freude ins Leben bringen? Vor allem ins kleine Leben der Kinder . . .? Erste „pädagogische“ Sorge auch?

Vielleicht!

Vielleicht!

---

Fragt aber nun einer, was ich denn eigentlich „wolle“, so kann ich nur antworten: „Das Problem zeigen! Nichts anderes! — Das „andere“, das Tun müßt ihr selber finden . . .“

---

## Friedemann.

Friedemann wußte nicht, daß er schon ein Verhältniß zur Welt hatte. Aber er lebte in der Welt. Viel Geschehen war da nicht, aber um so mehr Sein. Sein und Geschehn aber gingen untrennbar ineinander über. Manches Geschehn, manches Schicksal war so fein und klein, daß man ihm kaum noch den Namen Geschehen geben kann. Aber was war es dann? Leben! Vielleicht kann man so sagen: des Kindes Sein und Verhältniß zur Welt ist: Lyrismus; das des Erwachsenen neigt mehr zum Epischen oder Dramatischen (wenn auch nicht immer gleich stark); aber im Kindsein liegen dennoch schon die Keime des Epischen und Dramatischen. Das Kind lebt Märchen, gelesene und erfahrene. Es erlebt seine dramatischen Schicksale. Träume zerfallen ihm dann und wann, wie im Drama hohe Türme des großen Wollens einfallen. Katastrophen erschüttern die Seele des Kindes, wandeln sie um. Eine Freundschaft, eine Liebe wird auseinander gerissen oder stirbt, Enttäuschungen zerschmettern schönes Hoffen . . . Wohl kann man sagen: Kindheit erhebt sich leichter aus all dem, ist noch elastischer als Reiffsein, verschmerzt leichter.

Irgendwann hatte das angefangen, daß er Friedemann war und daß Welt um ihn herum war, die man betrachten, bestaunen konnte; an der man mit Händen, Füßen, Augen, Ohren, Nase und Mund teil nahm . . . vordem war er schon mit der Welt mehr oder minder eins gewesen, fast wie schlafend. Also davon wußte er nichts; aber auch darüber, daß er jetzt mehr und mehr langsam wachsend sein Gefühl und seinen Willen gegen die Dinge der Welt stellte, mit ihnen tat, das wußte er nicht. Das will ja auch

ein Kind nie wissen; es will ja weiter nichts, als sein und tun, sich mit der Welt beschäftigen. Darum war aber doch schon die Kluft da — zwischen Friedemann und der Welt! Das Dasein dieser Kluft zeigte sich darin, daß zuerst einmal, wenn ihm etwas Neues entgegen trat, ein Zaudern bei ihm sich zeigte, eine Scheu . . . Die konnte lange währen; konnte auch schnell überwunden sein. Auf jeden Fall blieb unendlich viel zu tun für seine Seele, zu studieren, zu fragen, zu grübeln in seiner Einsamkeit der Hausdiele oder an der Gartenhecke oder an der Brunnenwand im „Hof“.

Wenn sein Vater, der Schmied, morgens, um die Frühstückszeit, aus der Schmiede hervortrat, um in das Wohnhaus zu gehen und ein Butterbrot zu essen, stand Friedemann wohl da auf dem Trottoir, an den hohen, grün angelassenen Lindenbaum gelehnt und sah die Häuserreihe entlang. Dann freute er sich über die lange Lindengasse, wie sie blank lag in der Sonne und die großen Schatten der Bäume darin. Es standen aber die Fenster der Häuser fast alle auf, und ein Wind schwenkte wohl manchmal die weißen Gardinen vor den Fenstern aller „guten“ Stuben der Handwerker und Bürgerleute. Und der Vater stand dann wohl einen Augenblick, betrachtete mit tiefem Blick seinen Sohn und ging dann schweigend ins Haus, zu seiner Frau. Friedemann aber studierte die Straße —, eine Sache, so interessant, wie nichts auf der Welt und oft mit aufregenden Dingen dazwischen. Der Milchwagen vom Rittergut fuhr langsam daher, hielt vor manchem Haus, Frauen kamen mit den braunen Milchtöpfen — und dann fuhr er wieder. Bis er auch vor der Schmiedewohnung hielt und Friedemann hineinlaufen konnte und die Mutter rufen . . . Oder: aus dem Schreinerhaus wurde ein Schrank oder ein Tisch hervorgetragen, auf einen breiten Karren gelegt und hinweg gefahren; ein Bauer kam und trieb ein Kalb vor sich her; er schlug manchmal mit einem Knüppel auf das Tier, wenn es bockte oder zur Seite wollte; und das waren Schläge, die klatschten, daß Friedemann in seiner



Seele jedesmal scheu zuckte und dem Manne und dem Tier lang nachsah. Das war aber hinterher bald vergessen; der Stellmacherlehrling kam daher, rollte ein neues Rad heran und gerade auf die Schmiede zu; der Schmiedegefell trat hervor und nahm das Rad zur Bereifung entgegen. Dann kam ein Wagen gefahren, und der Hund vom Klempner, der weiße Spitz, kläffte hinterher, eine ganze Weile. Das lockte fern vom andern Ende der Gasse einen Teckel herbei, der nun ebenfalls mit bellte. Der Wagen bog mittlerweile hinter der Schmiede um die Ecke, und die beiden Hunde waren einen Augenblick still und umstrichen sich gegenseitig; lagen darauf urplötzlich einander in den Haaren mit Gebell und Beißen, überschlugen sich, heulten, liefen voneinander und stürzten wiederum wütend aufeinander los. Friedemann stand mit großen Augen. Er wich ein wenig zurück, gegen die Haustür zu, aber er wollte doch sehen, wie's endete. Ein paar Frauen erschienen in den Türen oder am Fenster, schauten, riefen, bis der Klempnerlehrling kam und mit einem Stocke die Hunde auseinander schlug, daß sie heulend voneinander fuhren. — Friedemann aber trat hoch atmend, erregt von dem Hundekampf zurück, und ging langsam ins Haus.

Manchmal stand oder saß er in langem, langem stillsten Tun. Ohne ein Wort, ohne das Bedürfnis nach einem Menschen. Im Garten oder auf dem Treppenstein mit seinen Spielsachen beschäftigt, oder im Hausflur, oder auf dem Boden, wo außer dem Holz, Stroh, dem Heu für die Ziegen — noch allerhand alte, abgelegte Sachen standen, lagen: alte, z. T. zerbrochene Gartengeräte, Sägen, ein altes Spinnrad, dreibeinige Stühle, die morsch und wurmstichig waren, ein paar alte, hohe Soldatenstiefel mit verrosteten Sporen daran, hart wie Holz das Leder (Vaters alte Artilleriestiefel); eine durchlöchernte Kindertrommel, auf einem Gestell, über das eine Holzplatte gelegt war, alte Zeitungsjahrgänge aus den siebziger Jahren in blauen Karton geheftet, eine alte Spieldose, auf der nur wenige Töne noch „gingen“, ein alter Kasten mit Nägeln, Schraubenmütern,

Winkelhaken, Zangen darin . . . und was sonst noch. An Regentagen, auch an freien Wintertagen hatten seine Brüder da manchmal mit Nachbarskindern, mit ihren Kameraden, gespielt. Und so hatte er auch den Boden und seine Geheimnisse kennen gelernt. Sonst wäre er, seiner Natur nach, nicht so bald dazu gekommen. Denn er war sehr schüchtern, oft auch bange. Auch nun, da er den Boden kannte, wurde er meist ein Gefühl der Bangigkeit, des Geheimnisvollen nicht los, wenn er allein da hinauf ging. Und in der Dämmerung oder des Abends hätte er überhaupt nicht vermocht, hinauf zu gehen. Allenfalls mit dem Vater oder dem ältesten Bruder, beim Schein der Laterne. —

Der Garten lag neben dem Hause. Gegen die Straße und gegen das Trottoir durch einen Holzzaun abgetrennt. Wege, mit Buchsbaum eingefast, gingen hinein, eine vier-eckige Rasenfläche war da in der Mitte, mit Obstbäumen umstanden. Mutter legte da immer die frisch gewaschene Wäsche nieder. Beete und Rabatten schlossen sich tiefer hin an, gegen die Mauer zu waren die größern Stücke Landes, die im Frühjahr mit Bohnen, Erbsen, Kartoffeln bepflanzt wurden. Das alles hatte Friedemann langsam, langsam kennen gelernt — aber noch immer war er ihm (der Garten mit allem, was darin war) eine Welt, groß genug, um immer Neues darin zu entdecken. Sträucher, Hollunder, Springen, Schneeball, Goldregen, Beerensträucher standen die Mauer entlang und gegen die Wand des Hauses, das an den Garten angeschlossen. Es war ihm wohl seltsam zu Mute, wenn er ganz allein da manchmal ging, die Blätter im Wind wisperten, die Vögel ab und zu flogen, und er in das Halbdunkel, das gründurchschleierte der Büsche, schaute. — Oder er saß im Sand der Wege, lange kaum sich bewegend, die Blätter der Pflanzen tastend, oder den Sand durch seine Finger rinnen lassend, immer wieder, oder mit Stäbchen trockenen Holzes im Sand Kresse, Figuren legend, unermüdet. Es war gewiß kein Stumpfsinn, — es sieht wohl nur für Erwachsene winzig, klein, wenig aus, was Kinder in solchen Stunden tun — denn er war ja mit

ganzer Seele, mit dem größten Interesse dabei. Und zugleich war ihm doch wohl sehr wohlth. Es ist sehr schwer zu sagen, was es war. Im Frühling und Sommer kamen ihm diese stillen Stunden am öftesten. —

Zwei Fenster und ein Dachfenster gaben dem Boden sein Licht. Eine gewisse Dämmerung in den Ecken aber blieb fast immer, auch in den hellen Frühlings- und Sommertagen. Die ältesten Brüder hatten ein paar Vögel da zu fangen versucht, indem sie Körner auf das Fenster Sims streuten, an den Fenstergriff einen Faden banden, um das Fenster schnell zuziehen zu können, wenn Vögel kämen. Sie waren auch gekommen, aber immer rechtzeitig entwischt. Dann hatte die Mutter das Spiel verboten. Friedemann hatte es fast bedauert. Nicht, weil er grausam gegen Tiere war, sondern weil sie ihn interessirten. Aber dies ist wohl nicht das rechte Wort. Manches in der Welt brachte ihn, wenn er darauf aufmerksam wurde, in eine unerklärliche Aufregung, in ein ganz großes Staunen, oft in ein ganz merkwürdiges Entzücken. So, wenn er Vögel draußen fliegen sah. Er schlich sich heran, manchmal bis in große Nähe, bis dann die Tierchen plötzlich fortflohen. Er hätte gar zu gern so ein Tierchen in der Hand gehabt; seine Füße, seine Augen betrachten mögen, seine Federn anfassen . . . Und so hatte er wohl dabei gestanden, wenn die Brüder auf der Lauer lagen, um rechtzeitig das Bodenfenster zuzuziehen. Nun aber geschah es eines Tages im Frühling, daß Friedemann aus Langeweile oder aus Abenteuerlust auf den Boden ging, um da nach Dingen zu suchen, die noch „wert“ wären, heruntergeschleppt zu werden (bis der Mutter unten in der Wohnung die Dinge zu viel wurden, und sie sie wieder nach oben trug, wo sie abermals lagen, — bis eins der Kinder sie wieder als noch wertvoll genug entdeckte). — Er stand an der Platte und kramte in Kästen, prüfte mit dem Blicke die Dinge an der Wand und hatte sich schon fast für die alte Trommel und die Spieldose entschieden, als er am Fenster ein Geräusch hörte. Er erschrak und sah sich um. Da saß nun ein Vogel, der

hereingeflogen war und nun ein paar der liegengebliebenen Körner aufspickte. Friedemann atmete tief, seine Augen glühten. So nah hatte er wohl noch nie einen Vogel gesehen. Der Gesell in der Schmiede hatte ihm mehrfach gesagt, er müsse ihnen Salz auf den Schwanz streuen, und er hatte es im Garten auch öfter versucht; vergeblich. Hier hätte es glücken mögen, dachte er. Aber er hatte ja nichts da. Und daß er sich nicht rühren dürfe, wenn er den Vogel nicht verscheuchen wollte, das wußte er instinktiv. So stand er ganz still, ging allmählich in die Kniebeuge, und saß zuletzt. Das ging alles ohne viel Geräusch. Nun saß der Vogel da im Fenster, die Sonne schien auf ihn, und draußen glänzte das Grün der Krone des Nußbaums. Friedemann saß ganz still, atmete tief und hatte ganz rote Backen vor Erregung. Dann erhob sich der Vogel und flatterte ganz herein — auf die Platte, unter der Friedemann saß. Dem stockte einen Augenblick der Atem vor Überraschung. Er rührte sich nicht, aber seine Brust ging hoch von allerlei Empfindungen. Der Vogel saß da, hüpfte ein paarmal und saß dann wieder; nun aber ganz am Rande der Platte. Er konnte seine Augen sehen, wie die hin- und hergingen, seine gelblich-grauen Füßchen, seine Federn, er konnte sehen, wie er schräg abwärts äugte, dann wieder das Köpfchen nach beiden Seiten wendete. Er sieht mich doch hier vor sich sitzen, dachte Friedemann, oder sieht er's nicht? Hat er wirklich keine Angst vor mir? Und der Gedanke, daß es sein möchte, beglückte ihn furchtbar. Langsam, leise, vorsichtig hob er die Hand, tastete des Vogels Füßchen. . . Der Vogel äugte wieder schräg hernieder. Nun versuchte Friedemann ihn sacht zu streicheln. Aber da flog der Vogel mit einem Schrei auf und flatterte erschreckt auf dem Bodenraum umher. — Da war auch Friedemann erschrocken aufgesprungen und stand nun da, wie in Schuld und Angst. Der Vogel irrte umher und fand nicht nach draußen in seiner Angst. Ich tu dir nichts, schrie Friedemann, aber der Vogel irrte nur um so mehr. Zuletzt fing Friedemann an zu weinen. Lief fort, um die

Mutter zu holen. Die kam, den Sohn an der Hand, herauf, — der Vogel — der Vogel — erzählte er unter Schluchzen — war bange — vor mir. Er hatte aber nun schon nach draußen gefunden . . . Dies aber gehörte zu Friedemanns größten Erlebnissen jener frühen Zeit, daß ein Vogel so nahe vor ihm gefessen habe und er sein Kößchen habe streicheln können.

---

## Das Staunen.

Nachher kam es mir dann wie eine Vision vor; es war mir etwas wie Grauen dabei, als ich allein war und alles überdachte: wie wir in dem feinen, niedrigen Zimmer der alten kleinstädtischen Patrizierwohnung saßen im Gespräch und wie die eine der jungen Damen vom Haus zu erzählen anfang von den Kleinen. Und besonders von dem 5 $\frac{1}{2}$ -jährigen Jungen: Nein, es ist zu komisch mit ihm, ein so sonderbarer Junge; wenn er mit dem Onkel über Land geht, dann wundert ihn alles, überall bleibt er stehen und sieht es an. Dieses Staunen des Jungen — nein, zu komisch! — Und dann mußte er reinkommen und sich allen vorstellen: ein stiller, schweigsamer Junge; sehr groß für seine Jahre; und mit sehr großen Augen — ganz weißem Kopf und kaum einem Schimmer von Lächeln um den Mund. Er guckte uns alle wie Fremde an, wurde rot und wandte sich langsam.

Zu komisch, hörte ich noch; aber ein recht braver Junge. Nein, Sie glauben gar nicht, wie er staunen kann. Ich aber fühlte ein Erschrecken; der Junge war schon wieder draußen; mir aber fiel ein, daß unsere Augen sich getroffen hatten. Wie konnte ich davon erschrecken? Ich war doch sonst täglich mit Kindern zusammen! Und indem ich darüber nachdachte, hörte ich das Gespräch nur noch wie hinter Nebeln. Ich sann. Und da durchzuckte mich wie ein Strom der Gedanke: ich hätte mir selbst in die Augen gesehen. Ich hätte mich wiedergesehen als Kind. Und dieses große Staunen in den Augen des Jungen wären meine eigenen Kinderaugen. —

Ich empfahl mich denn bald und ging nach Hause.

Ich hatte in der Nacht einen Traum: ich wäre aufgewacht in einer unsagbaren Angst. Ich begriff gar nicht im Traum, wie das kommen konnte. Der Junge war

nämlich mein Junge, mein eigenes Kind, und ich hatte ihn nun nicht mitgenommen in mein Haus, wo ihn niemand für komisch hielt. Und seine Augen hatten doch gebeten: kennst du mich nicht? Ich gehöre doch dir. So stand ich nun auf in meiner großen Angst und fing an, mich anzuziehen. Es ging garnicht schnell genug, und ich wurde gar nicht damit fertig. Zuletzt konnte ich die Jacke nicht finden, suchte, suchte und lief zuletzt so fort in Hemdsärmeln, die Bergertorstraße runter durch die Stadt, über den Bach, über den Marktplatz, an der Kirche vorbei, bis ans Haus. Ich klingelte. Es kam niemand. Ich klingelte nochmals, und meine Angst war sehr groß. Da — zuletzt schlurft es heran, die Tür ist mit mal auf, ganz von selbst, ich gehe in das Zimmer, wo wir gegessen haben und wo ich dem Jungen ins Auge sah. Es krabbelt mir dabei über den Rücken, denn ich fühle jemand und ich sehe nichts. Bis mich eine Stimme fragte: Suchen Sie etwas? Verzehung, sagte ich; ich habe etwas vergessen, ich möchte meinen Sohn holen. Ich vergaß gestern, ihn mitzunehmen. — Ja, das tut mir leid, sagte die Stimme, er ist gestern abend abgereist . . .

Abgereist — — — wohin?

Nach England. Ich weiß nicht genau. — Ich stehe im Dunkel und komme mir plötzlich ganz überflüssig vor. Was wollte ich hier eigentlich? Ich bin schon draußen. Ich gehe langsam zurück. Alles ist im Grauen. Es regnet ja auch. Ich sehe nichts. Es ist etwas zwischen mir und den Dingen. Der Regen, die Nacht, der Nebel. Ich weiß nicht. Ich gehe nach Hause. Ich werde mich wieder zu Bett legen . . . Er ist abgereist. Ich komme nicht auf den Gedanken, meinen Jungen einfach zu fordern. Ich könnte doch telegraphieren. Oder ihm nachfahren. Und dann bin ich wieder tiefer in Schlaf gesunken, ohne vom Traum aufzuwachen.

Anderen Tags war nicht Zeit darüber nachzudenken. Wir mußten früh reisen.<sup>1)</sup> Aber dann, als ich in der Bahn saß, kam mir der Traum wieder in den Sinn. Alles kam wieder. Ich erinnerte mich noch ganz genau. Und auch

die entsetzliche Angst kam mir wieder, die Angst um alles, was Kind ist und große Augen hat und staunen kann.

Danach wurde ich stiller. Die Sonne kam hoch und durchschien all die engen Täler des Gebirgslandes mit goldenem Licht. Und unser Zug fuhr da durch, über Brücken, Gebirgsbäche, Viadukte. Da waren Wiesen, die sonnig lagen und sich in den dunklen Bergwald hinein dehnten; da standen Haferhocken auf den Stoppelfeldern. Da waren Ziegen, die am Bahndamm und am Feldweg grasten. Da standen Bauern vor den Bauernhäusern; da spielten Kinder an Hecken — es ist viel Schönheit auf Gottes Welt. Ich mußte lächeln, fast so, nicht ganz so, wie als Kind. Das Staunen, das Staunen über die Welt, ihre Schönheit und Seltsamkeit; auch über ihr Weh und aller Menschen Unvernunft. Über alles. Ja, das war auch in mir immer gewesen und ist so wohl in allen Kindern: — das große Herz und die große Gebärde, alles zu umfassen. Des Kindes Wahrstes und Heiligstes, sein Wesen, seine Religion. Sein Gottesblick.

Ach nein, das kann man doch niemand nehmen. Nur verschüchtern und einschüchtern läßt sich. Aber nicht für immer. Es kommt alles wieder. Es kommt alles heim. Auch der große Blick und die große Gebärde. Ich will nicht so ängstlich sein. Nur die leise Trauer ist noch manchmal da über die jungen Greisenhaften, die das Kind schelten und belehren, wenn es die Häuser, die Schafe, ein Feld, die Wagen auf den Landstraßen, die Sterne, die Bäume, die Telegraphendrähte, die Sterne, alles, alles anstaunt, groß anstaunt und leise fragt mit schüchterner Seele. Nun ja, das ist eine Eidechse, verstanden?! Und ja, das ist eine Pappel, und das ist eine Telegraphenstange, weiter nichts. Und nun komm gefälligst weiter. Weiter nichts — ist das Wort aller, öden Seelen.

Lassen wir sie.

Das Staunen bleibt doch und der große Blick, der weiß: dieser Stein im Feld ist ganz gewiß ein Ding zum Staunen — und kein Stein. . .



## Aus der Schulzeit.

Mama, bei wen komme ich?  
Bei Fräulein Schumann.

Elli, die Schwester von Franz sagte: O, die ist streng, die haut.

Franz sah vor sich hin. Er fühlte vor sich etwas Schweres, Dunkles, das er noch nie so gemerkt hatte. Nun war's mit einem Male da, etwas ganz Fremdes, dessen er nicht Herr werden konnte. Er grübelte, aber er fand nichts. Zuletzt fragte er: Die haut?

Ja, die haut, wenn de nich still sitzen tußt, haut sie dich.

Franz grübelte wieder. N'ja, er konnte ja still sitzen. Dann haute sie also nicht. Morgen also! — Mama, wer bringt mich denn hin nach die Schule?

Das tut Papa.

Franz sagte nichts mehr. Er kriegte seinen Tornister her und machte die Bibel auf. Da stand sone Masse drin. Das mußte er alles lernen. Er sah sich's an und sah eine fremde Welt. Was konnte das werden? Elli konnte all das lesen: „Ein — jun — ges Lämm — chen, weiß — wie Schnee“ — und all das andre. Er sah sich die Zeilen an; es war sonderbar, man konnte das lesen. Wenn er sich die Zeilen ansah, ja, die erzählten auch ihm etwas, aber es war nicht das, was Elli las. — Das sollte er nun auch lernen. Und dann kriegte er was auf und mußte Schularbeiten machen. Neulich war er mit Mama an der Schule vorbeigekommen. Da hatte Mama gesagt: Guck, sie haben grad' Pause. Da hatte er eine Masse Kinder gesehen, die alle auf einem Platz spielten. Da war er ganz bange geworden vor all den vielen Kindern. Was konnte das werden? Und Fräulein Schumann war frech. Wenn sie ihn nun doch haute? Das Bewußtsein, daß er überhaupt gehauen werden konnte, war lästig. Wie eine dunkle Wolke.

Und dann rief Mama zum Kaffee, denn es war 4 Uhr vorbei. Und der Vater kam aus'm Kontor rüber und erzählte Mama allerlei, was er nicht verstand und was ihn doch so lebhaft interessierte. Und dann erzählte Elli von Herminchen ihrer neuen Puppenstube und ob sie hingehen dürste und die besehen. Und da sagte Mama: Ja, wenn du Franz mitnimmst. — Und dann war das letzte Schulgefühl wieder weg, ganz weg.

Aber als er am andern Morgen gewaschen, gekämmt und angezogen wurde, war's wieder da. Wie Lampenfieber beim Künstler. Er war ganz stumm. Er fragte nichts. Antwortete nur einsilbig auf die Fragen des Vaters: Hast du die Griffel? Sind sie spitz? Zeig mal den Federkasten! Gib mir mal den Tornister, daß ich ihn ordentlich zuschnüre. Und dann ging's los. Vater hatte ihn an der Hand gefaßt. Das Herz klopfte ihm. Ihm war, als sähen ihn alle Leute auf der Straße an. Ein Bekannter seines Vaters begegnete ihnen auf der Straße, grüßte und fragte: Muß der Kleine auch schon zur Schule? Ich komme eben von dort, ich habe meinen Karl schon abgegeben. Er heulte 'n bißchen, als ich wieder ging. Aber die Jungens müssen's ja einmal gewohnt werden. — Sie gingen weiter. Die Frühlingssonne lag schön blank auf der Straße, und als sie an Wipperstegs Garten vorüberkamen, guckten die Zweige vom Klieder mit den ersten grünen Blättchen über die Mauer. Aber er konnte nicht recht froh darüber werden. Und dann sah er das Schulhaus. Von roten Backsteinen gebaut. Die große Thür stand offen, da gingen sie rein. An langen langen Reihen Haken hingen Mützen, lauter Mützen, Jungens- und Mädchenmützen. Und dann machte Vater eine Thür auf, und da gingen sie hinein. Nun hatte er richtig Angst. Da standen so viele Leute, — und da saßen in den Bänken schon so viele Kinder. — Er hörte viel sprechen. Das taten die Großen, die sprachen mit der Lehrerin. Auch Vater sprach mit ihr, und dann sagte die Lehrerin: Setz dich da nur hin.

Er setzte sich schüchtern vorn auf die Bank, den Tornister

behielt er auf dem Rücken, und sah starr nach dem Pult, wo die Lehrerin stand. Sie schrieb manchmal was in einem großen blauen Buch. Es war gut, daß keiner mehr auf ihn achtete. Nur der Vater kam noch einmal heran, nahm ihm den Tornister ab, legte ihn auf die Bank, strich ihm noch einmal über den Kopf, lachte ihn an und ging. — Und dann gingen langsam nacheinander auch die anderen Leute weg, sahen sich alle in der Thür noch einmal um. — Und dann waren die Kinder mit der Lehrerin allein. — Er hatte ein Gefühl wie ein Wanderer im fremden Land. Er wagte nicht, umzusehen. Er fühlte nur viele unbekannte Kinder neben sich, hinter sich und die fremde Lehrerin vor sich. Er grübelte. Aber es ward ihm schwer, etwas zu denken. Er fand nur: in die Schule gehen ist nicht schön. Es war das Gefühl grenzenloser Fremdheit. Und er hörte gar nicht, wie die Kinder hinter ihm miteinander sprachen, hörte nicht, wie die Lehrerin zu sprechen anfing. Er wachte erst auf, als mit einem Male eine Masse Kinder zu lachen anfing. —

Warum lachen die? über ihn? Nein, nun sah er's: die Lehrerin wollte einen Schmetterling, der durchs offene Fenster hereingeflogen war, fangen — oder wieder herausjagen. Und das wollte ihr nicht gelingen. Da mußte auch Franz lächeln. Zuletzt schwankte das Tierchen doch nach draußen, und die Lehrerin machte halb ärgerlich, halb befriedigt das Fenster zu. Nun ging die Schule an. Es war eine leise, ganz leise Enttäuschung bei Franz. Erst dachte er: wen haut sie zuerst? Aber sie haute keinen. Sie fragte alle Kinder, wie sie hießen, wo sie wohnten und was der Vater täte. Und wer's am lautesten sagte, der kriegte ein Lob: Das war schön.

Dann kam die Pause. Da kam wieder die Angst vor den Kindern. Er stellte sich in eine Ecke und sah zu. Die anderen spielten mit dem Fräulein. Sie faßten sich an den Händen und gingen im Kreise, und ein paar waren Katze und Maus und liefen durch den Kreis und um den Kreis und mußten sich kriegen. Das hatte er schon auf

der Straße gesehen. Es machte ihm schließlich Spaß: das Zuschauen. Aber dann sahen ihn einige Kinder aus seiner Klasse allein dastehen und riefen: Fräulein, Fräulein, der spielt nicht mit. Und dann hörte er des Fräuleins Stimme: Komm her. Langsam, langsam schob er sich heran. Zwei Kinder faßten ihn, und nun stand er mit im Kreis. Er atmete auf. —

Als er um zehn Uhr nach Hause kam, faßte er seine Mutter am Kleid und sagte: Mama, sie hat nicht gehaut.

---

Nun ging Franz schon vier Wochen zur Schule. Er konnte schon das i, das u, das n und e. Er konnte was erzählen vom Igel, vom Uhu und vom Esel. Fräulein Schumann hatte die Bilder von den Tieren, die hatte sie den Kindern gezeigt. Aber oft dauerte ihnen das Besehen und Erzählen zu lange und dann baten welche: Ach Fräulein, nun zeig uns was anderes! Aber dann wurde Fräulein streng und sagte: Pst! Still sitzen! Willi Meier, setz dich hin. Und da saß einer vorn in der ersten Bank, neben Franz, der aß beim Bilderbesehen so gern sein Butterbrot — wenn Fräulein es nicht sah. Aber einmal sah sie es doch und sagte scharf: Hermann Drechsler, laß das Essen sein! Hermann zog die Hand unter der Bank hervor. . . Schade — es schmeckte so gut. Aber lange hielt er's nicht aus. Er spürte bald ein Zucken in seiner Hand — und vorsichtig, ganz vorsichtig — mit den Augen nach Fräulein hinspähend, die neben dem Ständer stand und aufs Bild hinsah — tastete er an sein Butterbrot, brockte einen großen Happen ab und steckte ihn in den Mund. Franz sah es mit Schrecken, er saß neben ihm. Fräulein aber hatte es auch gesehen, — wenigstens wie er das Brot in den Mund steckte. Mit etwas roten Schläfen kam sie heran, langte Hermann aus der Bank und haute ihm ganz kurzer Hand, klitsch, klatsch, den Hintern voll. — Und setzte ihn wieder auf die Bank. —

Franz hielt den Atem an, als das neben ihm geschah. Angst preßte sein Herz. Ein leises Zittern kam ihm von

diesem Augenblick an immer, wenn Fräulein vorbeiging. Und es war von nun an keine Unmöglichkeit, daß auch er gehauen wurde. Man konnte ja in der Schule nie wissen, ob man nicht etwas tat, was man nicht sollte. —

---

Zu Hause erzählte er das Gräßliche seiner Mama: Du, sie haut doch!

Hat sie dich geschlagen?

Nein, Hermann Drechsler.

Warum denn?

Er hat gegessen in der Schule.

Ja, siehst du, das darf man auch nicht.

---

Mama, sagte er einige Tage später, nimmt Fräulein Schumann wohl Blumen, wenn ich ihr welche mitbringe? Warum soll sie die nicht nehmen? Sie wird sich freuen.

Dann pflücke mir ein Bukett, Mama.

Sie gingen in den Garten, und Mama machte ein Bukett zurecht. — Franz grübelte. Fräulein war immer so ernst, und Mama sagte: sie wird sich freuen, wenn sie die Blumen kriegt. Die Spannung und die Ungeduld kamen schon über ihn: ob sie wohl lacht, wenn er die Blumen mitbringt?

Als er nachmittags in die Schule kam, schämte er sich vor den andern Kindern, weil er Blumen hatte und die andern nicht. Er ging auf seinen Platz und hielt die Blumen unter der Bank. Da läutete die Glocke, und da kam Fräulein herein. Die Kinder standen, wie immer, auf und sagten: Guten Tag! — Und setzten sich wieder hin. — Jetzt muß ich hingehen, dachte Franz, ging langsam aus der Bank, ganz langsam bis zum Pult. Er war ganz rot im Gesicht vor Aufregung, wie einer, der auf schlimmen Wegen geht.

Und da stand er schon am Pult, Fräulein Schumann nahm gerade die Listen heraus und die Lehrbücher und sah ihn nicht gleich. So stand er rot und schwer atmend da. Und alle Kinder guckten, bis eins halblaut sagte: O, der

hat Blumen mitgebracht. Da sah die Lehrerin auf, sah Franz an, der die Blumen gesenkt hielt und fragte: Nun, was willst du?

Er konnte nichts sagen, so schlug ihm das Herz. Er hob die Blumen ein wenig, hielt sie ihr ganz langsam hin. Nun streckte sie ihre Hand, nahm die Blumen, versuchte zu lächeln und sagte kurz: Danke. Und legte die Blumen aufs Pult. — Franz stand da, und stand und stand, als warte er noch auf etwas. Auf etwas Liebes. — Aber es kam nichts. Sie sagte nur: Du kannst dich wieder setzen. Da drehte er sich um, rot vor Scham, und setzte sich auf seinen Platz. Sein Herz blutete. Er war fast fassungslos. O, so hatte er sich's nicht gedacht. Er hatte gedacht, sie würde sich freuen. — Er war nahe am Weinen.

---

Und dann kam der Tag, wo er seine ersten „Hiebe“ kriegte. Sie waren in der Bibel schon bis f und sch. Die Lehrerin stand an der Tafel, wo eine Reihe Buchstaben angeschrieben waren. Schlank, mager stand sie da, wie ein Ausrufungszeichen hinter ihrem: Achtung! Hersehen! das sie in kurzen Abständen den Kindern zurief. Kurz, ruckweise glitt ihr Zeigestock von einem Buchstaben zum andern. Die Kinder saßen gerade in ihren Bänken und sahen nach der Tafel. Und bei jedem Ruck des Zeigestockes flutschten die Finger hoch. Ein Name wurde gerufen, das Kind stand auf und nannte den Laut, der gezeigt war. —

Franz Müller! — Franz tauchte aus der Bank hoch.

F! sagte er.

Falsch! Willi Meier, sag's ihm.

Sch, sagte Willi Meier.

Gut. Franz, gib besser acht! Setz dich! Und so ging's weiter. O, es dauert sehr lange. — Nach einer Weile: Franz Müller! Er schrak zusammen, denn er hatte wieder mal geträumt. Er stand auf und — schwieg.

Wie heißt dieser? Die Stimme war scharf. — Die Angst bekrabbelte ihn am ganzen Leibe.

F! sagte er.

Fräulein Schumann legte den Zeigestock hin, nahm das Rohrstöckchen vom Pult, faßte Franz am Arm, zog ihn sanft aus der Bank und sagte: Bück dich! Er sah sie mit großen Augen an wie ein Wahnsinniger. Mach schnell, wir haben nicht so viel Zeit! — Die Angst stieg in ihm auf wie Wasser, ein schrecklicher Wirbel war in seinem Kopf, und ganz mechanisch machte er einen Versuch, seinen Oberkörper zu beugen. Klatsch, klatsch. — Und dann hörte er wie aus dichtem Nebel eine Stimme: Setz dich! Als er zur Besinnung kam, saß er auf seinem Platz. Er wußte gar nicht, wie weh es getan hatte. Es war wohl auch gleichgültig. Aber sie hatte ihn geschlagen. Er konnte nicht weinen. Es war nur so ein sonderbares Weh in ihm. Und ein Haß. Er hätte sie mit dem Fuß stoßen mögen. —

Als die Schule aus war, ging er ganz langsam fort, er wollte allein sein. Sonst war er immer mit Robert und Kurtchen gegangen, heute wollte er das nicht. Er dachte, alle Leute müßten ihm ansehen, daß er Schläge gekriegt hatte. Er schlich an den Häusern der Straße hin. Das Gehen wurde ihm viel schwerer als sonst, er kam nur langsam weiter. — Je näher er an seines Vaters Hause kam, um so langsamer ging er. Ganz langsam klinkte er die Pforte des Gartens auf, ging durch den Garten bis zur Treppe und setzte sich da auf die Steinstufen. Er mochte nicht ins Haus gehen. Er schämte sich. So saß er lange, — bis die Tränen kamen. Um 12 Uhr kam Elli aus der Schule. Er hörte sie kommen, legte sein Gesicht fest in die Hände, wandte sich ab und hatte ein Gefühl, als könnte sie ihn nun nicht sehen.

Sie sagte nichts, sah nur neugierig zu ihm herab, klinkte die Haustür auf, stürzte in die Küche und rief: Mama, Franz sitzt auf dem Stein und weint.

So? Warum denn?

Ich weiß nicht.

Dann ruf ihn.

Elli lief nach draußen: Franz, du sollst rein kommen.

Franz bückte sich noch tiefer in seine Hände und schwieg.  
— Elli rief zurück: Mama, er kommt nicht. Nun ging die Mutter selbst. Er hörte sie kommen, und dann fühlte er wieder die namenlose Angst, das entsetzlich quälende Gefühl: vom Hirn herab bis tief in den Unterleib. Er sprang auf, lief, lief. Einen Augenblick stützte die Mutter, dann sprang sie ihm nach, haschte ihn an der Gartenpforte, legte ihn auf ihren Arm und legte seinen Kopf an ihren Hals. Er wehrte sich nicht, aller Schmerz kam nun heraus, er schluchzte, schrie. Sein ganzer Körper zitterte. Es war ihm so wohl, seine Augen und Wangen an ihrem Hals zu fühlen und nichts zu sehen. — Und immer wieder das stoßweise, konvulsische Zucken und Schluchzen.

So trug sie ihn ins Haus.

---



## Der Pferdestall.

Dies ist die Geschichte vom Pferdestall, eine alltägliche Geschichte, und das heißt: etwas, das alle Tage so oder ähnlich vorkommen kann; aber eine Geschichte, die der Menschen Unverstand und Tragik enthüllt; und darum erzähle ich sie.

Der Pferdestall war ein Spielzeug, ein wunderschönes Spielzeug nach der Kinder Begriffen: ein Haus mit einem Dach, rot gestrichen, und darin viele Pferde, große und kleine, Zug- und Kutschpferde und auch Füllen. Schwarze, rote und weiße.

Friedemann hatte einen Freund, der hieß Edgar und der hatte ihn zu Weihnachten bekommen. Sie waren Nachbarn, kamen einer zum andern, Weihnachtsmorgen und Weihnachtsmittag und -abend und zeigten einander ihre Spielsachen. Denn auch Friedemann hatte Geschenke bekommen, und jeder war stolz auf das Seine. Aber an diesem Weihnachten spielten sie doch am meisten und längsten mit dem Pferdestall Edgars. — Sie spielten auch am 2. Weihnachtstag damit und waren so begeistert vom Stall, daß auch Friedemanns Schwester dazu kam und auch mitspielte . . . obschon es doch eigentlich ihre Sache nicht war und sie ja ihre Puppen hatte.

Also, daß die Kinder viel Freude hatten und viele Freude noch zu haben gedachten . . .

Als aber Edgar am Tage nach Weihnachten aufstand und sein Spielzeug suchte, fand ers nicht. Es war fort. Nach langem Suchen stellte er sich ans Fenster und sah mit leeren Augen hinaus. Darüber kam Friedemann in das Zimmer und fragte sogleich: Edgar, wollen wir mit deinem Pferdestall spielen?

Edgar drehte sich langsam herum und sagte: Er ist nicht mehr da. Darüber war Friedemann erschrocken, als sei

es sein eigener Pferdestall gewesen und fragte: Nicht mehr da?

Nein!

Wie geht denn das zu? Hast du deine Mama mal gefragt?

Ja!

Und was sagt sie?

Das Christkind hat ihn wieder an sich genommen, damit er gut bleibt und wir ihn nicht zerbrechen. Denn Jungens machen leicht die Sachen kaputt.

Hier war eine Stille und große Pause. Aus der heraus sprach Friedemann langsam: Das ist nicht schön.

Edgar sprach: Ich mag das Christkind nicht. Warum schenkt es mir denn den Stall?

Und damit hatte der Junge sehr recht. —

Nun, Kinder, vergessen — und ein Jahr ging dahin. Und siehe, es war Weihnachten und auf Edgars Tischchen prangte der Pferdestall! Schön, es war Weihnachten, und ein Kind freut sich gern. Auch Edgar freute sich — zumal als Friedemann kam, ihm das Seine zeigte und dann wieder seinen Pferdestall bewunderte. Sie spielten abermals einige Tage damit und hatten viele Freude. Danach war das Ding wieder verschwunden. — Wieder sah Edgar mit leeren Augen aus dem Fenster. Denn die Eltern kauften ihm nun einmal Spielzeuge, um sie ihm fortzunehmen und aufzubewahren. Diesmal wartete er Friedemanns Besuch nicht ab, sondern ging hinüber und fing an, mit seines Freundes Sachen zu spielen. —

Am nächsten Weihnachten war der Pferdestall wieder da. Doch die Freude nicht groß. Denn Edgar war mittlerweile groß genug, um zu wissen, daß ihm das Ding nur geliehen war. Es verschwand auch prompt in den Tagen nach Weihnachten. Denn Edgars Eltern waren vielleicht nie Kinder gewesen und wußten nicht, was einem Kinde wehe tut. Das Wiedersehen mit dem Pferdestall dauerte diesmal kein Jahr. Sondern Edgar fand ihn eines Tages,

als die Eltern auf Besuch waren in der Nachbarschaft, in einer Schrankecke unter Pappschachteln versteckt, zog ihn hervor und fing an, damit zu spielen. Obwohl er mittlerweile schon 12 Jahre alt war. Als die Eltern nach Hause kamen, nannten sie ihn einen ungezogenen Jungen, der an Dinge gehe, an die er nicht dürfe und essten, das schöne Spielzeug in Sicherheit zu bringen. Da aber geschah etwas Unerwartetes, was die Eltern an ihrem braven Sohn nicht kannten, es packte ihn ein Zorn, eine Wut, er trat auf das Spielzeug, trat das rote Dach des Stalles ein, zertrat dem Rappen und einem Füllen die Beine und würde noch mehr zertreten haben, wenn ihn nicht schon mittlerweile der Vater übers Knie gelegt und ihm den Hofenboden jämmerlich vollgehauen hätte.

Damit war der Stall abgetan.

Er bekam ihn zwar noch einmal zusammengeleimt am nächsten Weihnachtstage geschenkt, sah ihn aber nicht an.

Indessen: Edgar war „ein geeignetes Objekt der Erziehung.“ Er wurde genau das, was seinen Eltern als Ideal vorgeschwebt hatte (und was sie selber waren): nämlich ein Spießer. Er gewöhnte sich ein in die Welt seiner Eltern. Er sagte sich später selber: warum man Sachen haben sollte, um sie zu verschleifen? Als er auf der höheren Schule war, war er schon einer, der andere nicht teilnehmen läßt an dem, was er hat. Der das Seine versteckt, es selber nach Möglichkeit nicht braucht — als ob es für ein Jahrhundert reichen müsse. Der aufschrie, wenn einer „sein Buch“ anfachte, der seinen Mitschülern das Lob der Bedanterie und Wohlansständigkeit sang. Der nicht begriff, wie man ein Blumensträußchen kaufen und einem Mädchen schenken könne. Geschweige ein Buch oder eine Blusennadel.

Er wurde auch in verhältnismäßig jungen Jahren Rechnungsrat auf einem Steuerbüro, ist verheiratet mit einer gleichgesinnten Frau und schenkt seinen Kindern zu Weihnachten wohl Spielsachen, aber nur, um sie ihnen nach den Feiertagen fort zu nehmen und — bis zum nächsten Jahre aufzubewahren. Er befindet sich in ziemlich guten Verhält-

nissen und ist überzeugt, daß die Welt ohne Bedanterie nicht bestehen kann.

Er erinnert sich nicht mehr seines Jugendfreundes Friedemann. Denn er ist, sozusagen prinzipiell, der Meinung, daß es zu nichts führe, sich an die Jugend zu erinnern. Denn warum? Mein Gott, man war da doch ein junges unvernünftiges Wesen, das erzogen werden mußte. Jawohl erzogen. Friedemann aber hat ihn nicht vergessen. Noch den Pferdestall. Denn das ist eine Eigentümlichkeit von ihm, daß er in so kleinen Dingen was findet. Sind es denn nicht kleine Dinge? Und ist dies nicht eine nichts-nützig-belanglose Geschichte? Friedemann hat darüber nachgedacht und meint, daß Edgar nur darum Rechnungsrat und Spießer geworden sei, weil seine Eltern ihn nicht ausgiebig mit dem Pferdestall spielen ließen — bis er zerbrochen war; und weil sie ihm nicht jedes Jahr und noch viel Mal im Jahre anderes Spielzeug kauften, — oder überhaupt ihn spielen ließen, womit er wollte . . . Aber das sind zwei Weltanschauungen — die Friedemanns und die Edgars, die nie zusammenkommen werden. . .

# Das Kind und die Tiere.

## I.

Ich könnte statt dessen auch sagen: Die Frömmigkeit des Kindes. — Denn Friedemann war nie frommer als mit Tieren. Zwischen ihm und den Menschen, auch den Eltern, stand meist eine kleine Scheu. Auch damals, als er zehn oder elf Jahre alt war und etwas geschah, das bis in sein Mannesalter hinein bestimmend war: als in der Gartenpforte vor seines Vaters Haus an der Hand einer jungen Dame (die er kannte) ein Kind trat, ein Mädchen, das er nicht kannte, das aber so schön war, daß er davon erschrak. Er sah wohl, daß sie Jahre jünger war als er. Aber er hat sie von dieser Stunde an geliebt — bis in sein Mannesalter hinein. Bis in die Zeit, da er, zarten Gefühls, sich ihr zu nahen versuchte und zurückgewiesen ward. Bis, da er erstmals den Schmerz unfruchtbarer Liebe fühlte . . . Wohl, er hat später darüber gestaunt, daß es sowas gibt — ein Junge sieht in seinem Lebensbereich ein schönes Mädchen treten, liebt sie und bleibt der Liebe treu bis in die Manneszeit . . . Die Schönheit dessen hat er auch lange Jahre gelebt, aber sie ist nur schmerzhaft gewesen, wenn auch manchmal süß . . .

Doch davon wollte ich nicht reden, sondern von den Tieren. Die sah er auch in einer gewissen Distanz, — auch dann noch, wenn sie ihm nahe kamen. Aber diese Distanz war keine fremde Scheu, wie oft zu Menschen, sondern war die Distanz der Ehrfurcht. Er war nie frommer als mit Tieren. Allenfalls noch mit Blumen. Aber beides, Tiere und Blumen, waren ihm unnennbares Glück. Er hat sich später entsonnen, daß seine Mutter ihm an den Hecken wilde Röschen gepflückt hat, oder gelbe Hahnenfußblüten oder Sternmierer, und in seinem Herzen eine Freude gewesen ist wie selten. Hat sich auch entsonnen, daß er vor

seines Vaters Haus im Gärtchen die Stachelbeerblüten hat im Winde schaukeln sehen, daß er neben den Schneeglöckchen gefessen hat, neben den Maiglöckchenblüten . . . daß er sein Gesicht getaucht hat in den Springenstrauß, den die Mutter am Pfingstvorabend in die frische, duftende Sonntagsstube auf den Tisch stellte . . . das Gesicht hineingetaucht, wie um zu ertrinken. Er hat gewußt, daß dies schöner sei als Sonntagmorgens in kahl-nüchterner Kirche zu sitzen und Dinge zu hören, die ihm fremd und fern waren, die er nicht verstand. Aber er hat nicht gewußt, daß es mehr war . . . Aber ich wollte davon nicht reden, sondern von den Tieren. Einmal, als er mit seinen Eltern und Geschwistern den Bergwald hinaufstieg, abseits gelaufen war, fand er im niederen Gebüsch ein Nest, mit dunklen Eiern, von denen schnell ein Vogel fort flog, der dann von ferne auf einem Baumast saß und ängstlich piepte. Er hat hineingesehen, ist schnell fortgelaufen und hat den Vater gefragt, was davon werde. Der hat ihn getröstet, der Vogel werde sich schon wieder zu seinen Eiern finden. Damals hat er gedacht, warum es keine Sprache von Menschen zu Tieren gebe — damit sie einander sagen könnten: Gutes und Liebes . . . Er hat auch einmal ein zuckendes kleines Vögelchen in Händen gehalten, das halbflügge aus dem Nest gefallen war — das weiche, zarte, kleine Leben hat ihn zu Tränen gerührt . . . Und noch als ernster, großer Mann kann er kein Tier anrühren, ohne ein großes Glück zu fühlen: sei es Ziege oder Schaf oder Pferd oder Kuh oder Hund. Das warme, weiche Leben ist es immer gewesen, das ihn ehrfürchtig sein ließ.

Und wenn er der Kindheit gedenkt und denkt, daß sie schwer war, vieles dumpfen und dunklen Suchens voll, namenloser Schmerzen voll (die nicht immer nur Schuld der Menschen waren), fallen ihm auch immer die Stunden ein, da er glücklich war. Und das waren — wie oft — die Stunden, da er den Tieren nahe war: den kleinen Ziegenlämmern seines Vaters, einige Wochen alt, für die er Futter suchte und ganz zartes junges Laub von Hain-

buchen . . . Mit denen er in der Abenddämmerung spielte, die mit wunderschönen, grotesken oder mutwilligen Sprüngen hinter ihm liefen. Die er dann auch streicheln konnte, ohne Scheu, (aber nicht ohne Ehrfurcht vor dem warmen, guten, weichen Leben), die sich warm und weich und lieb und gut anfühlten . . . Später waren es einige Schafe, die er sommers auf der Wiese hüten mußte. — Er hat den Arm um sie gelegt, hat ihre Augen gesehen. Hat ihren Kopf in Händen gehabt — ihre Wärme, ihren Atem, ihren Geruch gespürt . . . Und hat nicht gedacht, aber gefühlt, daß dies schön sei . . .

Bei alledem blieb viel Unerfülltes, viel Sehnsucht — ein Pferdchen hätte er gern gehabt, ein Pony — nicht nur, darauf zu reiten, sondern auch: die Wange ans glänzende Fell zu legen. Es zu streicheln und ihm etwas ins Ohr zu sagen. Aber sein Vater war nicht reich genug dafür. So hat er nur manchmal, wenn der Milchwagen auf der Straße stand oder sonst ein Fuhrwerk, schüchtern, aber mit unendlicher Liebe über das Fell der Pferde und Esel gestreift und mit der Brust hochauf geatmet, wie Kinder tun, wenn sie etwas Ungeheures tun oder ihnen etwas Namenloses widerfährt . . .

So weiß er, es waren drei Dinge da, in denen die Unausforschbarkeit des Kosmos, das große Gefühl der All- (oder Gott-) Verbundenheit in ihm wirkte: die Pflanzen, die Tiere und Nachthimmel und Sterne . . . Einige Male auch Menschen. Aber davon wollte ich diesmal nicht reden.

## II. (Das Spielzeug der Kinder.)

Ein französischer Schriftsteller erzählt in einer seiner Schriften eine Sache, von der ich nicht weiß, ob er sie erlebte oder ob er sie erfunden hat. Er erzählt, wie ein ärmlicher Junge in einen großen schönen Garten schaute, darin ein anderer Junge war, der eine große Menge der herrlichsten Spielzeuge hatte. Die Jungen standen am Gitter einander gegenüber. Der aber am meisten beneidete Junge war der arme, denn er hatte in der Hand einen

kleinen Tierkäfig mit einer Ratte, dies lebendige Tier war sein Spielzeug. Und der französische Schriftsteller ist der Meinung, daß es tausendmal schöner war als des reichen Jungen kostbare Dinge.

Mag sein. Mag nicht sein. — Man weiß bei französischen Schriftstellern oft nur sehr schwer oder gar nicht zu unterscheiden zwischen geistreicher Bemerkung und notwendigem Ausspruch aus ethischem Grund heraus. Auch hier klingt es sehr ernsthaft, aber die Dinge scheinen mir nicht ganz richtig zu stehen. Ich möchte sagen: ob Spielzeug, (das kostbar ist) oder nicht, lebendig oder nicht — ist nicht das letzte Wesenhafte. Wahres und falsches Leben, auch der Kinder (die ja immer unter den Händen der Erwachsenen stehen) kann so und so gelebt werden. Sondern: man muß des Kindes tiefste Wesensart begreifen, und das ist diese: das Kind lebt in der Welt, und alle Welt, der Garten, das Haus, die Werkstatt, der Palast, die Wiese, das Feld, der Wald, die Bäume und Pflanzen, die Steine und die Tiere sind ihm Spielzeug — Spielzeug nicht im Sinne der Entartung der Erwachsenen, sondern: um damit zu leben und weil es überhaupt nicht anders denn spielend lebt! Nicht anders. Wobei ihm Spiel eine ernste, aber freudige, aber auch ehrfürchtige Sache ist.

Friedemann hätte nie mit Tieren „spielen“ können, im Sinne mancher Erwachsenen und auch — leider — mancher Kinder, aber wenn er vor den kleinen Ziegenlämmern lachend fortlief, dann wieder hinter ihnen lief und ihre drolligen Sprünge sah, war ihm das eine Stunde reinen kosmischen Daseins.

Er entsinnt sich aber — nun als Erwachsener über sich selber erschreckend —, daß auch er ein paar Mal Tiere gequält hat: Fliegen am Fenster und an der Wand . . . kleine zierliche Wesen, und grübelt nun, ob auch da aus ihm, dem scheuen, sehnsüchtigen Kinde jenes Eine geschaut habe, das wir das Böse nennen . . .



## R ä t j e l .

An einem Montagmorgen findet sich Friedemann auf dem Wege zur Schule. Es ist wie ein Aufwachen — nun erst, da er auf den blanken frischen Straßen, im Frühherbstmorgensonnenschein dahin geht. Wie ein Bestinnen — es fällt ihm ein, daß gestern am Sonntag ein Regentag war, daß er in den Regenspauſen ein paar Mal auf der Straße war, um nach Kameraden zu sehn. Die Schwermut des Tages ist noch leise in ihm lebendig; er lebt das so, er weiß nicht, warum die Regentage immer so auf ihm lasten — fast bis zum Weinen schwer . . . Er weiß noch, daß er gegen 5 Uhr des Nachmittags noch einmal draußen war, ein paar Kameraden fand, die ihn mit hinausnahmen vor die Stadt, da, wo hinter den Gärten die Felder beginnen — und daß da ein Maisfeld war. Jeder hat sich da ein paar Kolben gebrochen; sie haben damit gespielt und sind bald heimgegangen, denn es zogen wieder Wolken heran und die Luft war kühl und feucht.

Nun ist schönster Sonnenschein auf den Straßen und im Laub der Herbstbäume, die aber noch fast alle grün sind. Es fällt ihm ein, ein Junge ist dabei gewesen, der hat auf dem Rückweg etwas gesagt. Er hat es gestern für Spas genommen, obwohl er darüber erschrak; nun erschrickt er wieder. Er hat gesagt: Ich werde morgen dem Lehrer sagen, daß du Mais gestohlen hast . . .

Er denkt daran, nun, da er die Bäckerstraße rauf geht, dem Marktplatz zu, an dessen oberem Ende die Schule liegt. Es erscheint ihm schreckhaft, daß einer so etwas sagt: Du hast Mais gestohlen — denn sie haben alle jeder einen bis zwei Kolben gepflückt; auch der Junge, der ihm mit Anzeigen drohte. Er denkt nicht nach, warum ers dem Vater nicht gesagt hat, damit der ihn notfalls schütze; er glaubt im tiefsten Herzen nicht, daß der Junge eine so gemeine An-

zeige macht; er hat nur eine leise Furcht. Die aber hat er ja jeden Montag-Morgen, wenn er in die Schule geht.

Die erste Stunde ist hingegangen. Der Junge, der ihm gestern gedroht hat, ist sein Nachbar; er denkt wohl nicht mehr daran. Die zweite Stunde ist Rechnen. Kopfrechnen. Mitten im Rechnen raunt etwas in sein Ohr, das ihm fast das Herz still stehen macht: Jetzt sag ich dem Lehrer, daß du gestern Mais gestohlen hast. Das Erschrecken ist fast wie Lähmung. — Mit einem höhnlichen Lächeln auf ihn, Friedemann, hebt der Junge ein paar Mal seinen Finger, Friedemann sieht, wie der Lehrer darüber hinsehen will, denn der Lehrer ist ein Mann: gerecht und gut zu Kindern. Dann aber hört Friedemann — wie aus schreckhaftem Traum — den Lehrer fragen: Was willst du?

Da steht der Junge auf, lächelt und sagt: Friedemann hat gestern Mais gestohlen . . .

Hm, sagt der Lehrer. Mais?

Friedemann kann nicht aufstehen in der Bank, er kann nur leise sagen: Nein! Nein.

Doch, sagt der Junge, ich hab es selber gesehen . . .

Friedemann kann nicht sagen, daß es nur ein Kolben war, daß es kein Stehlen war, daß der Junge da neben ihm selber mehrere Kolben pflückte und andere Jungen dasselbe taten . . . Er kann nichts mehr sagen, nachdem er nur das Wort „nein“ sagte.

Der Lehrer mag vielleicht seine Hilflosigkeit sehen, sein rotes Gesicht. Aber wie soll er wissen, was die Scham des roten Gesichts bedeutet? Daß ein kleiner Christ hier gekreuzigt wird? Aber er ist gut, er weiß wohl, daß in der Familie Friedemanns keine Diebe sind. Er fragt den Jungen: Was hast du gesehen? . . .

Friedemann hat im kleinen Felde Mais gepflückt . . .

Der Lehrer schaut in die Luft; er sitzt schon manchmal mit Friedemanns Vater auf der Werkstatt . . . er sagt zu Friedemann: Du hast gewiß für eure Ziege Futter holen wollen . . . und winkt dem anderen Jungen, daß der sich

hinsetze und den Mund halte. Der jetzt sich mit einem Lächeln, das sagt: Stehst du, ich hab's doch angezeigt. Um Friedemann kreist die Welt. Er möchte aufstehen und brüllen, vor Scham, vor Schmach, ihm angetan, vor Wut, vor Zorn über eine schreiende Gemeinheit. Aber er kann nicht. Er fühlt, was er alles schreien und rufen müßte: der Hund da, lügt, lügt . . . Er kann nicht, und dies Nichtkönnen ist seines Lebens Schicksal — er fühlt vielleicht dumpf, ohne doch wissend darüber zu stehen, daß dies Nichtkönnen ihn vielmal im Leben kreuzigen wird. Das aber weiß er nun: die Gerechtigkeit ist ferne. Der Lehrer ist mit Güte darüber hingegangen. Du hast für eure Ziege wohl Futter geholt. Das schmerzt vielleicht noch mehr als die Gemeinheit. Der Lehrer müßte wohl wissen, daß Friedemanns nie am Sonntag für die Ziegen Futter holen — noch daß sie überhaupt auf fremden Feldern es holen. Er ist geschlagen, zermalmt, erniedrigt und bespion. Die ganze Stunde und die nächste Stunde sitzt er so: vibrierend am ganzen Körper, aber sagen kann er immer noch nichts . . . Auch zu Hause kann er nichts sagen . . . obwohl er fühlt, man müßte es sagen. Es schreit nach Gerechtigkeit . . .

Aber er hat dem Jungen ein paar Mal ins Gesicht gesehen, da er ihn mit satanischem Lächeln anzeigte . . . Er hat das Gefühl, in etwas Ungeheuerliches zu sehen. Das er nicht kennt, das ihn aber erschreckt; vor dem man sich fürchten muß.

Und so trägt er, tagelang: Scham, Erniedrigtsein, Bespiontsein, Furcht — tagelang — bis er vergift . . .

Denn Vergessen ist vielen Kindern die einzige Rettung — sie könnten sonst die viele Gemeinheit des Lebens nicht ertragen.

Eines Tages, da er ein Mann ist, da er viele Male gekreuzigt und bespion und erniedrigt ist — fällt ihm das kleine Erlebnis aus der Kindheit seiner neun oder zehn

Jahre ein, und nun weiß er: was damals geschah ist das Rätsel, ein immer wiederkehrendes: daß in der Welt zweierlei Wesen sind, Gute und Böse, Fromme und Teufel. Und daß die Guten oft den Bösen hilflos ausgeliefert sind, daß sie erschreckt, gelähmt dastehen und in die Haß- und Hohnaugen sehen müssen, die aus dem Abgrund herauf blicken.

---

## Sch a u f e n s t e r.

Wir „Großen“ sehen oft Dinge — und sehen sie nicht. Wir wissen — und gehen vorbei. Irgend eine Tür in unserem Gehirn ist zugeklappt, die macht nun niemand mehr auf. Das ist lange her, daß die Tür ins Schloß schnappte. Wir haben damals nicht recht aufgepaßt, so wissen wir nicht mehr recht, was wir verloren haben. Wir fühlen bloß, was wir haben und leben: unser Erwachsensein. Es ist nur, daß wir etwas vergessen haben und nun nicht mehr darauf kommen können. Aber es braucht nur die eine Tür — sie ist ganz nah — aufzugehen, dann können wir eintreten . . . da, wo wir nicht mehr sind. Aber die Feder, um zu öffnen, oder der Türgriff — das ist meist Zufall, wenn daran getastet wird, daß die Tür aufgeht. (Wir träten dann ein in etwas, das wir einst lebten. Aber es ist wohl vorbei, die Tür ist so ganz im Dunkeln. Und nur den Glückskindern mit Lichtaugen tut sie sich mal auf.)

Man kann Dinge sehen und zugleich nicht sehen. Ist es dasselbe, wenn ein Kind mit großen Augen sagt: Vater, der Stern! Und der Vater (seine Dinge im Kopf) antwortet: Ja, ein Stern.

Der Gefühlsgehalt ist weg. Den kriegen wir nicht wieder. Das ist die verschlossene Tür. — Der große Kinderblick — ja, aber der fängt nicht im Auge an, sondern tief unten in der Seele. Er fängt überhaupt nicht an, er ist eins mit dem Kind. Der Gefühls- und Erlebensgehalt. Wir merken's ja oft so in unserem Leben: wo er fehlt ist immer: verschlossene Tür. Alles Mißverstehen, alles Verkennen anderer Menschen und Anschauungen ist identisch mit dem Fehlen des Gefühls- und Erlebnisgehalts, mit der zuen Tür. Und alle Bereicherung der menschlichen Seele ist nur: neuer Erlebnisinhalte teilhaftig werden . . . Eine neue Tür aufmachen. — Voraussetzung ist nur: ein wenig

Mühe, ein wenig Wollen, Verstehenwollen. | Erfahrenwollen, ein wenig Durst nach neuem Erleben . . . Darum, wer stumpf wird, ist wohl hoffnungslos . . .

O, es ist ein tiefes Wort: Ihr sollt wie die Kinder werden — und schwer zu verstehen. Und wird oft mißverstanden. Denn, anders werden, — — weiter werden, umfassender, neu werden fühlt so oft der Mensch als ein Aufgeben seiner selbst. Und das ist es doch nicht. Ist nur: Ausdehnung seiner Seelenhülle. Oder im anderen Bild: Überwindung der Enge der Heimat, Hinausrückung der Heimatgrenzen — ein über die Enge der Heimat Hinauskommen, ein Kennenlernen, ein sich Umsehen im Leben. — — Ich bin die letzten Wochen so oft an Schaufenstern vorbeigekommen, habe mal hingesehen und bin weiter gegangen. Ich habe die ersten Weihnachtsachen gesehen und bin weiter gegangen. Ich habe kaum daran gedacht, daß in einigen Tagen Weihnachten ist. Ich war immer wie in Gedanken, meine Seele war wie gefangen oder schlafend. So ist das Leben. Wir gehen wie geheht, unsere Augen sind immer anders, die Seelenaugen. Wir sind nie vollkommen . . . Es ist etwas im Leben von Anfang: das Graue, das Drückende, das Ringende. Man hat soviel zu bedenken, da sind Pflichten und Notwendigkeiten des Tuns und Lebens — und doch nicht das Wesentliche . . . „Über allen Dingen dieser Welt liegt der Hauch der Schwermut und die Sonne scheint durch feuchtes Grau.“ — So ging ich an den Schaufenstern vorbei, übersah die Kinder, die da manchmal standen und miteinander sprachen. Aber neulich, an einem Adventsontage, bin ich in der Dämmerung spazieren gegangen. Zwecklos, ziellos — bloß um einmal draußen zu sein, da blieb ich vor einem Schaufenster stehen, wo Kästen mit Lichtern und Christbaumschmuck standen, mitten ein Tannenbaum mit Watteflocken und Kerzen drauf! da stand ich erst in Gedanken — dann kam's ganz plötzlich wie ein Erwachen. Meine Augen fingen an zu glänzen. Ich sah, staunte, sah immer mehr hin. Und zuletzt merkte ich, daß da noch ein paar Kinder standen,

die sich von Weihnachten mit leisen Stimmen erzählten und auch schauten.

Dann ging ich weiter und fing an zu denken. Und es war, als ginge ich nun wo hinein. Es war etwas aufgemacht, die Tür, da war ich eingetreten und war nun drin. Eine Welt in dieser Welt. Ich fühlte, man mußte das Glück haben, daß die Tür aufging. Und im Gehen versank ich in mir selber und entschwand dieser Welt.

Schaufenster, Schaufenster. Wieviele hab ich in meinem Leben gesehen und vergessen. Und welche Gefühlskomplexe und ungeheuren Erlebnisse bedeuteten sie einst. Schaufenster: lauter Ausblicke aus dem Kinderleben in die Freude, Schönheit und Buntheit des Fremden. Nun macht dies Weihnachtsnahen, daß mir soviel wieder einfällt, diese Vorauswitterung eines großen Schönen.

Als Kind hab' ich das oft erlebt. Mit einem Male war die Zeit da. Advent, vier Wochen vor Weihnachten. Dann singen mit einem Male die Bäcker an, Männer, Pferde, Schafe, Sternchen zu backen. Und die standen dann in den Fenstern ihrer Läden. Bäcker Böhne und Bäcker Büscher, die wohnten beide nebeneinander. Büscher, der backte besonders die glänzenden, braunen Männer, Frauen und Pferde. Die hatten im Kopf zwei Korinthen (die Augen) eine Rosine mitten darunter (die Nase) und dann noch tiefer eine Reihe Korinthen (der Mund) — — und den ganzen Bauch herunter ebenfalls eine lange Korinthenreihe: das waren die Knöpfe. Ich bin dann gern stehen geblieben, die Kerle gefielen mir so gut. Bäcker Böhne backte die Anislämmchen, es war ein knusperiges Gebäck und schmeckte stark nach Anis.

Es lag dann etwas in der Luft, wenn diese Dinge eines Morgens im Bäckerschaufenster standen. Ich sah sie dann stehn, wenn ich zur Schule ging. Am Abend vor dem Zubettgehen stellten wir dann ganz gewiß unsere Schuhe zum ersten Male in dem Jahr vors Fenster. Und dann wußten wir, die andern Geschäftsleute machten nun auch bald ihre Schaufenster anders. Der Buchbinder, der

auch allerhand Spielsachen und Nippesachen verkaufte, der Goldarbeiter, der vor Weihnachten immer einen Laden mit Baumschmuck, Puppen, Malkästen, Lokomotiven, Bilderbüchern, Laterna magikas machte. —

Die milden Spätherbstabende, da ein leiser, weicher Nebel die Straßenlaternen der Kleinstadt so matt umhing, waren so schön. Da gingen wir Kinder von einem Schaufenster zum andern. Die ganze Langestraße hin . . . o, es war schön, einfach dies Besehen der Schaufenster als Kind auskosten zu können. Man dachte noch gar nicht daran, was man wünschen sollte für sich, dazu war Weihnachten noch zu weit. Es war einfach physisch-seelische Freude an den Fenstern, an den Auslagen, ein ganz sonderbarer Stimmungsgehalt. So ein Fenster war eine Einheit; es mochte zusammengestellt sein, wie es wollte. Es war eine Welt für sich. Die Messer, Waffen, Laternen, Lampen, Beschläge und so weiter beim Eisenhändler. Die Chinesen inmitten von Tee, Kaffee, Zucker, Schokolade und Weihnachtskekss beim Kolonialwarenhändler. Das Regiment Puppen, die Bilderbogen, die Bücher, die Spieldosen, Helme, Gewehre, Säbel, Schaukelpferde beim Buchbinder und Goldarbeiter. Sogar der Uhrladen und der Schuhmacherladen wurden um diese Zeit angesehen. Als wären nun in unserem Leben eine Masse Fenster aufgetan nach draußen und man sähe Ausschnitte aus einer größeren, schöneren Welt. Denn alle diese Schaufenster waren doch nur erst Anfänge von unendlich schönen Lebensmöglichkeiten, sie waren die Türen dahinein. Der Erwachsene in der Großstadt hat vielleicht noch ein letztes Restchen dieser Schaufensterschaufreude behalten. Aber nur vielleicht. Der furchtbar große Erlebens- und Gefühlsgehalt der Kinder fehlt ihm wohl doch meist. Vor allem auch die Freude an den bescheidenen Schaufenstern, an den dürftigen Läden. Ich bin bei Wertheim und Tietz gewesen, ich hab mich nicht wieder so unendlich freuen können als damals, da ich Kind war und vor Bäcker Büschers Laden stand oder beim Buchbinder. Die Schönheit im Kleinen. Die Schön-



heit der kleinen Verhältnisse. Weiß Gott, diese Läden waren nicht üppig. Später, als Zwanzigjährigem, ist mir's zum Bewußtsein gekommen.

Doch weiß ich, es waren mir diese kleinen Schaufenster damals noch näher.

Es war die Zeit, als ich ins Heidedorf verschlagen wurde. Da hatte ich bei einem Gastwirt mein Essen. Dieser Wirt handelte zugleich mit Brot, Mehl, Kolonialwaren, Manufaktur- und Eisenwaren. Der Laden aber war, trotz dieses Vielerlei an Sachen, ziemlich klein an Raum und Inhalt (die meisten Sachen standen auf der großen Diele rum). Und das Schaufenster war dürftig, sehr dürftig. Es wurde nicht viel dafür getan. Nur daß vor Weihnachten als leise Hindeutung aufs Fest ein paar Weckmänner drin waren, und zwischen einigem Christbaumschmuck und Keks ein paar Tannenzweige. Ein paar Schlittschuhe hingen an einem Band vor der Schelbe. Unten an der vorderen Bort standen mehrere Paar Holzschuhe und Filzpantoffeln. — Aber ich weiß, wie Kinder davor gestanden haben. Meine kleinen Freunde aus dem Lehrersehule, die Dorfsungen und Dorfsmädchen aus der Nachbarschaft. Ach, ein Staunen und Erzählen war das, ich hab wohl dann im Finstern hinter ihnen gestanden und habe gehorcht, gehorcht — da hab ich wohl noch fast so fühlen können wie als Kind, ich war da meiner Jugend noch näher.

Aber wie kann man so viel vergessen? Wie kann einem der Duft dieser Stimmung verfliegen? verschwimmen? Ich grüble den ganzen Weg an dem Advents Sonntag, da mir all dies eingefallen ist, da ich in der Dämmerung gehe und fühle, daß in einigen Tagen Weihnachten ist. Das Geheimnis des allmählichen Altwerdens hat mir kühl ans Herz gefaßt.

Und nur von ferne kriege ich alle die Erlebnis- und Gefühlsmöglichkeiten wieder, die ich als Kind hatte. Das Gemisch von Freude, Erwartung, Schaulust, Glaube, Liebe und Wunderseligkeit . . .

## D ü f t e u n d F a r b e n .

Nicht erst seit gestern, seit Jahren denk ich darüber nach, was das Bestimmendste im Leben des Einzelnen sein mag. Man wird es nie ganz wissen. Aber etwas klarer lernt man sehen durch vieles Horchen und Hinsehn. Durch vieles Sich-vor-sich-selbst-stellen, Selbstbesinnen und zu Gericht sitzen über sich selbst.

Es gibt so vieles Unscheinbare, Unsichtbare und Sichtbare; so manche nur im Vorbeigehen gestreifte Dinge, Worte, Hauche, die bei der glücklichen Gelegenheit bis unters Bewußtsein rutschten und da leise wie keimendes Gras anfangen zu wirken und das Wasser unserer Seele grün machen wie eine Wiese. Wer weiß, was alles in uns war und ist. Wenn ich von meiner Kindheit schreibe, bin ich wie ein Wanderer, der ein Land erforscht. Nicht mal ein Märchenland, sondern ein wirkliches Land. Und so will ich auch tun wie ein Forscher und nicht „dichten“. Ich will nachsinnen über das Wunder. Ich sitze am Rand der Kindheit manchmal wie am Rand der Wüste, manchmal wie am Zaun eines Gartens, manchmal wie am Saum einer endlos weiten grünen Wiese, deren Grün weit hinten schwarz wird am Rande des Horizonts. Und seit ich bescheiden ward, liebe ich das Geheimnis und bin nicht geschmacklos genug, Erklärungen zu geben, wo ein Verwundern besser paßt.

Ich denke aber nicht groß von mir und kenne keinen Stolz. Auch keine Anklage gegen andre. Es ist alles so gekommen, wie es kam. Und schließlich, wer immer sich besinnt und stehen bleibt und sich umsieht — da fällt ihm alles Selbstverständliche ab, und er steht in seiner wohlbekanntten Welt mit mal als ein Fremder, wie ein verzauberter Ritter plötzlich sich umsieht und merkt, er reitet in einem unbekanntten Land.

Eine Melodie aber geht durch alles Kindessein hindurch, auch durch diese Blätter: das Lied von der einsamen Kinderseele und der Ton von der Schönheit, die das Fühlen des ärmsten Kindes schafft.

---

Am Sonntag- und Mittwoch-Nachmittag durften die Kinder der Stadt in den Berg gehen und das trockne Holz holen. Sie mußten nur einen „Schein“ vom Förster bei sich haben, der kostete 5 Pfennig und mußte alle Monat neu geholt werden. Diesem Holzholen aber haßte der Geruch der Armut an, im wirklichen und übertragenen Sinne. Und dafür hatte ich als kleiner Junge schon ein sehr richtiges Gefühl. Wir als Kinder eines Handwerkers, der mit dem Leben arg ringen mußte (wir merkten es immer wieder), waren oft im Zweifel, zu welcher Klasse wir gehörten, zu den „Armen“ oder zu denen, die sich getrost sehen lassen konnten. Ich muß dies letzte so unbestimmt sagen; denn „wohlhabend“ war kaum ein Handwerker der Stadt, wohl aber zählten sich alle zum selbstbewußten „Mittelstand“. Wir aber, wir Schusterkinder, wußten oft nicht, wo wir dran waren. Ich wenigstens fühlte so. Ich fühlte auch das Holzholen so: als eine leise Degradierung, und doch war ich gern mit dabei. Und wer weiß, wie leicht es bei mir gewesen wäre, mich von allen solchen falschen Schamgefühlen frei zu machen, wenn ein ganz milder, weiser Mund und eine weiße Hand mir nahe gewesen wären. Noch viel später habe ich dagegen sehr ankämpfen müssen, wenn ich als Seminarist in den Ferien nach Hause kam und dann oft Landarbeit tun mußte.

Ich weiß kaum noch Einzelheiten von diesen Waldgängen, von denen wir schwere „Trachten“ heim trugen: mit dem Strick das Holz zusammengebunden und an einem senkrecht hineingesteckten Stock das Bund tragend, auf dem Rücken, so daß das Ende auf der Erde nachschleppte. Ich sehe uns im Wald „die Tracht“ binden, sehe uns den steinigten Bergweg herab kommen an der „Steinkuhle“ vorbei, sehe uns das Bund hinwerfen vorm Hause und aus

einem verschwitzten Gesicht lächeln. Und um alle diese Erinnerungen schwebt der Geruch des Holzes. Man konnte es jedem anriechen, der Holz getragen hatte. Dieser Geruch hatte für mich was Seltsames, Schönes. Das Wesen des Waldes war darin und doch noch etwas Anderes. Wenn mein Vater ein Fuder Holz auf der Auktion gekauft hatte und der Fuhrmann hatte es vor unserm Hause abgeladen, dann war auch der Geruch da, nur üppiger, reicher . . .

Es gab auch andere Düfte, die mich rührten. Ich weiß, wie ich zum ersten Mal mitging zum Maiglöckchen suchen, und wie wir zwei oder drei Blüten fanden und selig heimtrugen. Hierig atmete ich den ganzen Weg lang den Duft und kriegte nicht genug davon. Ich pflanzte mir Maiglöckchenpflanzen vors Haus in unser Gärtchen und ander Jahr blühten sie. Ich sehe mich sitzen — manchmal sah ich so — das Gesicht über den Blüten, in immer volleren Atemzügen Duft einsaugend, schauend, sinnend, grübelnd, um das Geheimnis des Duftes zu ergründen. Aber ich fand es nicht.

---

Die Düfte sind unzertrennlich von vielen Stimmungen. Wenn ich an manchen Sommerabenden dahin ging, kam mir der warme Wind entgegen, und da hab ich manchmal gespürt, wie ein Duft kam und verschwand. Das kam mir so rätselhaft vor: wie man etwas an einer Stelle fühlen konnte, das dann gleich nachher nicht mehr da war.

Oder ich stand in der Dämmerung und roch den Abendbrotduft in den Straßen der Kleinstadt. Und der war so ganz eins mit der Umgebung, mit den alten Stiebelhäusern, den großen Türen und Toreingängen und den kleinen Fenstern, den wenigen Menschen auf der Straße. Und ich stand einsam in dem allen wie in einer Geschichte, die man nicht weiter weiß, und wußte nicht, was ich mit mir anfangen sollte; und in solchen Stimmungen war mir das Weinen nahe, weil ich mich nicht mehr verstand.

---

In der Stadt war ein großer Garten mit einer hohen Mauer drum. Beides, Mauern und Gärten schlossen an ein großes, altes Haus an. Von dem Garten sah man nichts als Hollunder und Syringen, die über die Mauer guckten. So war uns der Garten eine Sage. Und wenn ich vorbei ging, sah ich die Mauer immer an und die Äste die rüber guckten, als müßte ich durch die Mauer sehen, damit ich das Geheimnis dieses Gartens erfahre. Zwischen Haus und Garten war ein leerer Hof, wo zwischen den Steinen das grüne Gras empor wucherte und der nach der Straße ein Tor hatte, durch dessen Lattenrithen man durchsehen konnte. Aber vom Garten sah man nichts. Nur die Stämme der ganz alten hohen Akazien sah man stehn, die im Juni so weiß blühten und so voll süßen, wundersüßen Duftes hingen. Ein paar Zweige gingen über das Tor bis auf die Straße und die weißen Blüten fielen bis auf den Gänsemarkt, das machte der Juniwind. Und wer vorbeiging, blieb wohl einen Augenblick stehen unter dem süßen Duft.

Ich habe oft so gestanden auf der Straße, so sinnend wie ich wohl vor den Abendwolken stand oder vor Mutters Zug-Kulos oder vor der Ferne oder am Wasser. Da rührte mich das Geheimnis, das Namenlose. Und der Akazienduft war mir das Symbol des Gartens, der mitten in der Stadt lag und doch eine Sage war.

Das Namenlose, das an meine Seele in so vielerlei Gestalt rührte.

---

Hinterm Altar in der Kirche waren ein paar Fenster mit buntem Glas. Wenn wir Konfirmanden auf dem „Chor“ saßen, konnte ich die lange ansehen (der Predigt hörte ich doch meist nicht zu), und da bohrte ich manchmal die Augen tief ins Blaue, daß zuletzt vom Blauen alles überfloß. Oder ich sah dann davon weg ins Rote, erst den Reiz des Wechsels von Blau und Rot auskostend (den Streit und dann das Sichdurchdringen der Farben) bis ich zuletzt ganz im roten Meer versank. Und dann geschah es wohl,

daß grad die Kirche aus war, weil der Pastor das letzte Gebet gesprochen hatte, — und die Orgel zu spielen anfing, um allen Kirchgängern das Geleit nach Hause zu geben. Dann waren alle Farben weggewischt, nachdem sie ein Weilchen meinen Blick auf die Menschen und Dinge noch gehindert hatten — und dann ging mein Blick auf die kahle weiße Wand und weiter: hindurch ins Nichts, ins farbenlose Geheimnis. Dann lauschte ich nur, dann schwang die Seele, dann war das Namenlose wieder da und rührte meine Seele an mit Tönen. Dann kam jenes quälende Gefühl des Nichtwissens, des Ziellos-sich-sehnens. Bis mich die letzten Kirchgänger streiften oder stießen und ich merkte, daß ich nach Hause gehen mußte.

---

Ich habe mal vor einem dicken Bukett von Kornblumen gefessen und immer hinein gesehen. Bis ich ganz berauscht war von dem Blau. — Ich bin ein paar Mal in Häuser der Reichen gekommen, irgendwie zufällig. Und da habe ich mal in einem Hause eine Portiere oder einen Vorhang gesehen, der war von Samt oder einem ähnlichen schweren Stoff, rot oder dunkelblau, ich weiß nicht recht mehr. Da habe ich auch so sonderbar bewegt davor gestanden und immer in die Farbe gesehen. —

Und einmal wurde unsere Haustür angestrichen. Grün, grasgrün. Das war fein. Wie sie fertig war, saß ich auf der Holzbank vorm Hause und sah die Türe lange an. Die Abendsonne schien so darauf, und wenn ich so hinsah, wurde die Fläche weit, sehr weit, wie eine große grüne Wiese in der Abendsonne.

---

Und an noch mehr erinnere ich mich: an den Himmel. Sommers der blaue, wolkenlose Himmel. Ich hörte manchmal sagen (oder hatte ichs gelesen?) in Italien sei er noch blauer. Das konnte ich mir garnicht denken. Ich lag wohl manchmal im Gras und sah hinein. Und dann wars wohl, als löste sich alles auf in mir in dieser ganz reinen blauen Farbe.

Anders war noch der stahlblanke, dunkle Nachthimmel in den mondlosen Nächten, wenn die Sterne klar funkelten. Da konnte ich auch furchtbar lange stehen und immer die endlose Fläche anschn; — wie ein Meer ohne Ende war das, und nirgends Land. Ich habe oft gedacht, das müßte schön sein, da durchzufahren durch das weite, gleichmäßig dunkle Blau; bis ich dann fühlte (nicht wußte): da würde der Kahn nie zur Insel kommen. Und dann legte sich wie Kälte um mich.

Das Schönste aber war doch immer das Abendrot. Das Abendrot, das nur Farbe war; kein Land, nicht mit Rosenwolken oder weißen Wolken dazwischen, sondern einfach der rote, wolkenlose Himmel. So hab ich einmal ein weißes Blatt Papier genommen und in Erinnerung an solche roten Abendhimmel mit Rosafarbe aus meinem Farbkasten angestrichen, so gut ichs konnte: unten rot und oben blasser werdend. Und habe dann davor geseffen wie vor einem wunderschönen Gemälde.

---

## Der Sonntag.

Ist es nicht eine müßige und überflüssige Sache, darüber zu streiten, ob der Sonntag des Nachts um 12 anfangen oder morgens um 6! Wo jedes Schulkind doch sagen kann, daß er am Samstag Mittag nach Schulschluß anfängt! Denn er ist nie auf einmal da; er kommt, und ganz langsam. Wenn der Lehrer Samstag Mittag die letzte, schon etwas müde, schleppende Stunde gegeben hat, und die Kinder schwachend und trapp trapp trapp das Schulhaus verlassen, — dann wittern ihn auf einmal die Seelen, nicht alle, aber die feineren. Sein Hauch liegt in der Luft. — Und wenn es uns Kindern auch nicht immer bewußt wurde — wir fühlten ihn. So gingen wir die Straßen der Kleinstadt hin. Vom Kirchturm erklangen die letzten Töne des Mittaggläutens. In den Häusern der Reichen schrubbten die Mägde die Hausflure — ich glaubte dann den Hauch des Feuchten und Kühlen zu spüren — und das Wasser floß nach draußen in die Gasse. Arbeiter von der Zigarrenfabrik kamen uns entgegen. Ein paar Bauernwagen fahren von der Ausspannkneipe die Straßen hinunter aus der Stadt. Die Mittagssonne lag warm auf den Straßen und an den Häusern. Hei, wie wir schwachen konnten: was wir heut Nachmittag machen würden und wohin wir spazieren gehen wollten, so sorglos schwachen, als käme nie wieder ein Montagmorgen mit Schulanfang. — Zu Hause aber wurde sogar die stereotype Samstagbohnenuppe gern gelöffelt, bloß weil die nächsten anderthalb Tage so selig vor uns lagen. Nämlich: Mutter hatte Samstag immer so viel zu tun, daß sie da „nicht viele Umstände machen konnte“ mit'm Mittagessen; darum wurde für diesen Tag ein für alle Mal Rindfleisch und Bohnensuppe angesetzt. Wie weit das Gericht in der Familie beliebt war, weiß ich nicht. Jedenfalls opponierte nie einer



dagegen. Nach der Mittags-, Verdauungs-, und Ruhepause, die ich mit den Brüdern, dem Gesellen und dem Lehrling vorm Hause verbrachte, sah ich mich plötzlich einigen Schwierigkeiten gegenüber, die ich aber von Woche zu Woche immer wieder vergaß. Da mußte erst die Straße und der „Hof“ gefegt werden. Der Hof war der breite Weg, der von der Straße zwischen zwei Gartenstücken hin zum Hause führt. Und da half kein saures Gesicht, kein Seufzen — ich mußte den Heidebesen nehmen und fegen. Und wenn dann die Straße und der Hof nachher so sauber, still, blank dalagen, dann freute mich's ordentlich. Danach kam das Messer- und Gabelputzen in der Küche, das zur gewissenhaften Erledigung ein ziemliches Maß von philosophischem Gleichmut verlangte. Derweilen scheuerte Mutter die Küche und bestreute gleich hinterher den Fußboden mit weißem Sand. Dann kam das Holzkleinmachen an die Reihe, das mir schon weniger lästig war.

Hier wurde eine Pause gemacht und „Kaffee getrunken“, mit Schwarzbrot und Butter oder Schmalz dazu.

Ja, und dann mit einmal war der Spätnachmittag da. Ich war meist mit meinen Arbeiten so zeitig fertig, daß ich mich noch an der späten Nachmittagssonne am Giebel des Hauses und in den Bäumen des Nachbargartens freuen konnte. Oder wir spielten noch schnell ein paar Kinderspiele auf der Straße oder in den Höfen mit den Nachbarkindern. Oder ich lehnte allein und träumend am Staket vorm Hause. Es war wie ein Warten auf irgend etwas. Wie Wissen vom Schönen. Und zuletzt war die Sonne weg. Und die Dämmerung wurde dichter. Und dann mit einmal klangen die Glocken, die Samstagsabendglocken — die haben mir immer so ganz unsagbar schön geklungen; es war so etwas Feierliches, Keines in ihnen, etwas Festlich-Zweckloses: Klänge im Abend. Etwas anderes noch war in ihnen als am Sonntagmorgen, wenn sie zur Kirche riefen; so ein unverbindliches Tönen in reiner Luft: ein Abendlied. Und in diese Klänge, in den stillen Abend noch der Duft des Abendbrotes aus all der Nachbarschaft: Zwiebelsauce dort

und Kartoffelpfannkuchen dort. Wie eine bis an den Rand gefüllte Behaglichkeit und Zufriedenheit war das. Und dann wurden alle Geräusche weniger; es war, als gingen die Leute leiser auf den Straßen, weil schon über Nacht Sonntag war.

Am Sonntagmorgen, das war fein; nicht bloß, weil wir länger schlafen konnten, auch das: wenn man beim Aufwachen nicht gleich daran dachte, daß Sonntag sei — — und dann fiel es einem mit mal ein, wie ein Schreck — — so süß die Freude: heut nun ist keine Schule! Keine Arbeit! Und der Sonntagsanzug! Und da hilft keine Philosophie und Logik: die Welt sieht nicht bloß anders aus — — sie ist am Sonntag anders als sonst. Noch heute und bis in alle Ewigkeit. Wenn wir Kinder nach dem Morgenkaffee aus dem Hause traten, da lag der schöne junge Tag mit Sonne vor unseren Füßen. Im Kirschbaum piepten die Vögel, auf den Straßen liefen Kinder in hellen Kleidern oder spielten. Der Tag war ein Wunder, wir hätten bitten mögen: bleib so bis in Ewigkeit. Aber er wuchs. Und nun läuteten die Glocken zur Kirche, dann ging der Vater mit der Mutter und dem ältesten Bruder in schwarzem Rock, schwarzem Hut, mit dem Gesangbuch in der Hand fort. Und wenn das zweite Läuten dann zu Ende war, standen wir Kinder auf einmal in einer großen Stille. Alle Läden waren nun zugemacht, kein Wagen fuhr über die Straßen, über das holperige Pflaster, wie alltags so oft. Selten ging ein Mensch vorbei, gingen Kinder über die Straßen. Wir saßen wohl auf unserer grünen Holzbank vorm Hause oder auf dem Rasen, am Goldregenbaum. Träumten oder lasen oder erzählten uns was. Oder machten einen Spaziergang mit klein „Ischen“ an der Hand rings um die Stadt „auf dem Wall“, zwischen Hecken und unter alten, dunklen Bäumen hin.

Und der Sonntag wuchs. Am Mittag stand er mit starken, schwellenden Gliedern über der glänzenden Stadt. Das Licht schwenkte ihm Fahnen. Die letzten Orgeltöne in der Kirche jubelten; er überleuchtete uns alle! —

Die Leute gingen in Scharen aus der Kirche nach Haus. Wir standen dann oft am Markt und holten Papa und Mama ab. Es war eine große feierliche Menge. Erst, in der Nähe der Kirche bis zum Rathaus hinab, den Marktplatz hinunter, wars eine dunkle Menge. Die teilte sich und ging verschiedene Wege. Und mit jeder neuen Straße wurde der Strom dünner, kleiner, weniger. Und unten in der Stadt, am Wall und an den Straßen, die nach draussen führten aus der Stadt, wo Häuser in grünen Gärten lagen, da gingen die letzten Kirchgänger in ihre Wohnung.

Nun wurde in allen Häusern zu mittag gebetet. Nun stand in fast allen Häusern die Rindfleischsuppe auf dem Tisch, mit den langen weißen Nudeln darin wie weißer Seetang. —

Derweil wuchs draussen der Sonntag und wurde reif.

Nach dem Mittag las Vater „das Blatt“ — d. h. schlief seinen Mittagsschlaf im „Sorgenstuhl“. Das war dann meist eine etwas langweilige Stunde; man wußte da nicht recht mit sich zu bleiben. Man durfte nicht rumlärmern, nicht Klavier oder Flöte spielen. Aber überwunden wurde die Zeit schließlich doch irgendwie. Um 3 Uhr rief Mutter zum „Kaffeetrinken“. Und danach kam das Schönste: „In die Berge“ — das klang jeden Sonntag wie Musik. Der Tag war nun ganz ausgewachsen. Er schaute stark, milde, fröhlich auf die Straßen, die nun wieder lauter waren von Kindern und Erwachsenen. Denn da war kaum ein Bürger, der nicht mit seinen Kindern hinauszog. Wald, Wald — deine Augen sind mir rätselhaft geblieben bis heute. Rauschen oben in dunklen Kronen. Käfer im Gras, Hähereschrei; Finken, Dompfaff in dunklem Laub; Ruckucksrufen — Blumen am Wege — Margeriten und Zittergras. —

Wenn wir heimkehrten stand die Sonne schon tief. Sie klang über die Straßen wie ein leises, wehes Lied. O, noch war der Sonntag schön, aber es war schon die Melancholie des Sterbens um ihn. Und der Wind sang auch so leise traurig. Wir kamen mit staubigen Schuhen

die Straße lang, mit Blumen in den Händen — und ein Sinnen war auf all unsern Gesichtern. Mutter ging dann schnell ins Haus, zog sich um, und machte das Abendbrot mit der Sonntagabendschokolade zurecht. Wir saßen noch vorm Hause auf der Bank im letzten Abendlicht. Nun war der Sonntag wie verwelkende Blumen. Wie ein alter Mann. Dann war etwas sehr Wehes in uns Kindern: jetzt ist's vorbei. Morgen ist wieder Schule im staubigen Schulzimmer. Manchmal war mir an solchen Sonntagabenden, als müßte ich lange weinen. Der Jammer nach dem Feste. —

Das Sonntagabendessen mit der süßen Schokolade war dann der Galgenschmaus, der als Trost in den Alltag hinüberleitete. Und es war ein weiter, langer Weg bis zum nächsten Sonntag. Ach, das war nun fast am Rande der Welt . . .

Und noch weiter war der Weg bis dahin, daß mir alle Tage zu Sonntagen wurden.

---

## K o n f i r m a t i o n .

Im Winter war Friedemann 14 Jahre alt geworden. Nun war Ostern nahe gekommen: bis auf einige Wochen nahe.

Es türmte sich auf, dunkel und mit einer gewissen Feierlichkeit. Die Freude auf den Frühling und auf das Fest — in den früheren Jahren stark und freudig gelebt — ward ein wenig — oder viel? — von Anderem beschattet. Die Schulentlassung hätte freudig stimmen können; aber dahinter stand schon —: das Leben. Wahrlich das Leben. Er sollte in eine andere fremde Stadt, auf eine andere fremde Schule. Er sollte: ins Leben hinaus. Und mehr noch: eine Feier, von der er keine Vorstellung hatte, war nahe, die kirchliche Prüfung und die Konfirmation.

Die letzten Stunden des kirchlichen Unterrichts waren schon so mancher schweren Dinge voll. Lehren, Ermahnungen, Predigten, über die die Mehrzahl der Kinder hinweg hörte, die aber in wenige intensive Geister aufwühlend einsanken . . . weil sie sie zu begreifen suchten und ihnen gerecht werden wollten.

Die kirchliche Prüfung war hingegangen, 14 Tage vor Ostern — nun, er hatte nicht gerade glänzend darin bestanden (wie auch später in keiner Prüfung seines Lebens); aber er hatte doch bestanden.

In der auf diesen Sonntag folgenden Woche hielt der Pfarrer noch eine besondere Stunde ab, an deren Schluß Friedemann wieder mal erschreckt und gelähmt stand. Er mußte, nach des Pastors Wort, ehe er am folgenden Sonntag zur Beichte ging, jeden, dem er einmal Unrecht getan, um Verzeihung bitten, mußte seine Eltern um Verzeihung bitten, für alles, was er ihnen angetan . . . Er wußte nicht, wie er es bewältigen sollte. Zunächst grübelte er sehr lange und eindringlich, wem er in der Schulzeit ein Unrecht getan hatte. Er fand schließlich, daß er einen

Schulkameraden vorm Jahr belogen hatte. Das war so gewesen: er hatte ihm in einer launigen Stunde erzählt, er habe im Zensurenbuch des Lehrers gesehen, daß er, der Kamerad, mit versetzt werde. Da hatte sich der unbändig gefreut und Friedemann hatte tagelang die größten Ängste ausgestanden — wenn der Junge nicht versetzt wurde, mußte er ihn dann nicht für einen ausgemachten Schurken halten? Nun, er war versetzt worden; aber jetzt kam ihm das wieder. Er paßte einen Augenblick ab, nahm den Jungen beiseite und sagte es ihm, unter Schmerzen, in Scham stockend und halb verständlich. Aber der Junge sah ihn an, winkte ab, sagte ein paar Worte — nicht höhnisch, nicht verächtlich, nur wie ganz weit weg von diesem Ding. Das tat ihm wohl, er atmete auf und ging . . .

Das Schwere kam noch. Am Samstag vor Palmsonntag, 3 Uhr, sollten alle Konfirmanden in der Kirche beichten. Vorher mußte das mit den Eltern ins Reine gemacht werden. Er wußte zwar nicht, was — aber er mochte ihnen ja irgendwie mal Böses zugefügt haben, nur wußte er in diesen Tagen und Stunden nicht wie und wann. So rann die Zeit hin, unaufhaltsam, und er fand sich schwarz angezogen stehen in der Stubentür. Vater und Mutter hingen gerade abgestaubte Bilder wieder an die Wand. Er hielt die Klinke in der Hand, der Vater sah es und mahnte, es sei Zeit zu gehen. Er stand noch. Ob er was wolle? Ja! Was denn? Da preßte es sich aus ihm, mit einer ungeheuren Vibrirung in der Stimme, daß der Vater ernst herschaute: Ich soll euch sagen — — —? Ja, was? — Aber er kann nicht weiter: Ich muß euch — Ihm schwankte alles. Er sah den Vater ganz leicht lächeln, hörte ihn sagen: Es ist gut! Nun geh nur. Da ging er. In maßloser Erschütterung. Und immer noch mit der Angst, nun zur Beichte zu gehn und mit den Eltern nicht im Reinen zu sein.

In der Kirche wandelte sich dann die Angst — richtete den Blick auf die Sakristeitür, verstärkte sich, machte ihn frieren . . . was wird er wollen? Der Pastor?

Einer nach dem andern ward aufgerufen, verschwand in der Thür der Sakristei. Kam wieder und setzte sich mit ernstem Gesicht oder auch einige Male mit Lächeln auf die Bank . . . Er zählte nicht; es stand ihm nur bis in den Hals hinauf. Noch nicht mal dachte er an Fortlaufen. Sondern nur immer den Blick wie hypnotisch auf die Thür gerichtet. Wagte auch nicht zu fragen: Was hat er gewollt? Was mit euch gemacht? Nur das eine Gefühl war dumpf, daß hier etwas Ungeheuerliches an jungen Menschenseelen geschehe, vielleicht schlimmer denn geschlechtliche Vergewaltigung. Eine Schmach am Menschen, die sich heilig nannte . . .

Und dann, endlich, endlich war er an der Reihe. Die Thür schloß hinter ihm. Der Pfarrer kniete mit ihm nieder, sprach dann leise in sein Ohr. Er schaute wie ein todtwundes Tier. Es muß hier gesagt werden, daß er so außer sich war, daß er lange kein Wort verstand, was der schwarze Mann ihn fragte. Daß er überhaupt kein Wort davon verstand . . . außer ein paar belanglosen Fragen, deren er später, als er sich dieses ungeheuerlichen Erlebnisses bewußt wurde, sich nicht mehr entsann . . . Er hat später, als er, nahe dem Erwachsensein, das überdachte, vermutet, daß der schwarze Mann ihn, ein ganz ahnungsloses Kind, nach sexuellen Dingen gefragt hat. Er hat auf einige Fragen in ratloser Angst mit Ja, dann wieder mit Nein geantwortet — der Pfarrer hat ein paar Mal dieselbe Frage gestellt, so viel wußte er noch . . . aber eine Besichte war das nicht gewesen für Friedemann. So wenig am andern Vormittag, Palmsonntag, die Zeremonie in der Kirche — Konfirmation zu nennen war — für ihn . . . Als er die Sakristei verlassen hatte, saß er wie tot auf der Chorbank . . . Dann konnten alle nach Hause gehn.

Er ist nur so hingegangen. Nach einem trüben Nachmittag ist am Abend noch die Sonne gekommen . . . Und dann hat er, wie erloschen, wie tot, in einem Winkel gesessen und ins Licht geschaut . . .

Nach solcher Zermürbung konnte die Konfirmation am

Palmsontagmorgen nicht mehr die Schrecken machen, die er befürchtet hatte. Immerhin blieb genug des Qualvollen. Das Qualvollste: vor dem Altar knien zu müssen, Wein trinken, aus Priesters Hand Brot essen, das im Mund klebte, und bekennen müssen . . . Alles vor tausend und mehr neugierigen Augen — zu denen er keine Beziehung hatte. Es ekelte ihn alles und es würgte ihn im Hals. Er hätte alles ausspeien mögen, aber so war er, wie immer nur: feig, und ließ alles über sich ergehen.

Aber er hat davon wohl das behalten, — was ihn schließlich aus allen Kirchen geschreckt hat, — einen Geschmack und einen Geruch — wie Gift! Von dem keine Seele, die das verspürte, je genesen mag.

Man hat ihn auch später noch, als „höheren“ Schüler, zu solchen sakramentalen Handlungen gezwungen . . . ihn, einen der frommsten Menschen. Und es hat ihn jedesmal geekelt, bis zum Erbrechen.

Als er nach Schluß der Konfirmation auf den Kirchplatz trat, haben ihn Tanten und Kusinen begrüßt und ihm gratuliert. Er hat es nicht verstanden und verlegen dazu gelächelt. Und dann: fortgesehen, in die Sonne — in das beginnende Grün der Bäume . . . wie einer, der aus Tod und Untergang zurückgekehrt war . . .

Er ist als Erwachsener, von da an, wo er reif war, zu keiner solchen Handlung mehr gegangen. Nein, von da an, als kein Zwang mehr über ihm war. Denn — und das wußte er nun, in der Bewußtheit seiner Mannesjahre, als ihm diese Dinge nach langer Vergessenheit heimkamen in sein Bewußtsein —: in diesen Dingen war sein Gefühl schon damals reif. Zorn und Wut sind ihm da gekommen über das, was man Kindern antut. Er hat mit Menschen darüber gesprochen. Menschen der verschiedensten Berufe, der verschiedensten Wesensart. Manche verstanden ihn nicht und glaubten, daß ihnen diese Tage ein großes heiliges auch freudiges Erlebnis gewesen seien. Aber überall da, wo er schöpferische Menschen traf, Menschen eigener Lebens-



führung, Menschen eigenen Denkens, eigenen Schaffens, hat er, wenn er dies aussprach — bestätigt gefunden, daß sie es genau so, genau so schmachvoll und erdrückend erfahren hatten. So daß er nun wußte, was da mit ihm geschehen war und was jahraus jahrein mit jungen Menschen geschieht (und gerade den Besten): das ist eine Schande des Menschseins . . . Und wußte: jener, der Eine, den er nie zu lieben aufgehört hatte, der Mann aus Nazareth, würde mit ihm eins sein in diesem Gedanken.

---

## Frühlingsabend.

Kinder spielen auf dem Marktplatz. Linden, mit dem ersten Grün schön bedeckt, stehen da am Rand herum, und man sieht die Fenster der nächsten Häuser offen stehn und auf den Fensterbänken die Blumen der Frauen blühen: die letzten Hyazinthen, Primeln und den dunkelroten oder goldgelben Goldlack; den schwerfüß dufenden. Vögel sind in der Luft; man sieht sie fliegen und denkt nicht viel. Man fühlt nur so — weithin gedehnt dies •Fühlen, so wohligh sich reckend: Frühling! Die späte Sonne legt sich schräg herein: in die Stadt, auf die Straßen, glitzert und funkelt in den Fenstern und wo sonst etwas Blankes ist: am Kirchturm, auf einigen Dächern. Glatt und rein liegt die Fläche des Platzes da; ein Schmied rollt mal ein Rad darüber; ein Mann schiebt eine Karre mit Gartengeräten daher, der Briefbote, der Postzeidiener — sonst nur die spielenden, lärmenden Kinder. Und auch der Lärm der Kinder hört sich so selig an in der Frühlingsluft und späten Sonne. Er fügt sich herzlich ein in die Schönheit, in das tiefe Atmen des wachsenden Frühlings. Sie spielen Ball, sie spielen mit Marmelsteinen, sie spielen mit Kreiseln. Mädchen singen im Kreise herum.

Und das Schulhaus steht da vor der Kirche, fast neu noch; aus rotem Backstein gebaut, die Fenster stehn auf und gehen wie leere Höhlen in das dämmerige Innen. Man würde oder müßte die Blicke der leeren Fensteraugen sehr schreckhaft, finster fühlen, wenn man sie nicht vergäße, wenn die Welt des Spiels sie nicht verdrängte. Was sagen die Fenster? „Wartet nur, alle ihr, ich bekomme euch doch noch wieder. Alle ihr! Tag für Tag! Ich hole euch immer wieder zu mir herein, ihr werdet hier sitzen und — still sein. Ganz still! Ist das Manier, im Spiel so zu lärmern? Ihr stört meine würdige Pädagogenruhe.“

Wartet nur! Ihr werdet still sitzen und hinaus schauen, sehnsüchtig, aber eure Sehnsucht wird ganz still sein müssen.“ — So reden die leeren Augen der Fenster, die finstern Blicke. — Aber kein Kind ist da, das ihrer achtete. Keines schaut hin. — Eia, eia, was kommt da hervor hinter'm Rathaus? Und wandelt vorüber? Ein Mädchenschwarm. Nicht Kinder, nicht Jungfrauen. Was denn sind sie? — Das sind die Konfirmierten des Jahres. Sie wissen wohl selber noch nicht, was sie sind und sollen. Fühlen nur erst das sonnige, wonnige Entronnensein der Schule; sind aber auch im Leben noch nichts; und wollen erst noch etwas werden. . . Haben nur erst noch ihre Seele wohlthig dem Frühling aufgetan, haben die Augen aufgetan in die schöne, schöne Welt und warten und suchen, was da kommen möge. . . Sie schlendern dahin, sie lachen, sie kichern, sie erzählen sich unglaublich „komische“, lustige oder auch ernsthafte, o so wichtige Dinge. Sie rauschen dahin, die Straßen hinab, wieder hinauf und kommen zuletzt nach draußen, vors Thor der Kleinstadt, zwischen die Gärten. Da ist kühle Abendsonne und kühles Windlein über die Gärten hin, und die dunklen bewaldeten Hügelrücken stehen still, fast feierlich gegen den Ost- und Südhimmel. Man sieht einen nahen Birkenhain, schon grün, vor dem knospigen Wipfelsaum des Waldes, mit dem ersten Grün der Lärchen und Buchen dazwischen.

Hier draußen ist fast nur Stille: selten das Rufen eines vereinzelteten Kindes, eines Pferdes Hufschlag auf dem Weg, eines Knechtes Hüh oder Hott hinter den Gärten. Man sieht so viel Arbeit in den Gärten und auf den Feldern, — und hört sie doch nicht. Man sieht das alles ganz lautlos geschehen; und denkt vielleicht daran, das so sehr vieles große oder notwendige Geschehen so — leise geschieht. Auf einem Mauerrest der Stadtmauer liegt ein Junge; liegt auf dem Bauch, hat die Ellbogen aufgestützt, hält den Kopf mit den Händen und träumt hinaus. In den sonnigen Abend, in die blaue Ferne.

Die blaue Ferne schließt den Traumkreis um die wirkliche Welt. Die blaue Ferne ist Symbol des Wunders

und der Märchen. Aus ihr kommt alles, was eine junge, werdende Seele braucht. Aus ihr kommt das Märchen, das den Kinderfahnen Schönheit, Sinn und Ziel gibt.

In ihr wird untertauchen der leise erwachende, aber darum nicht minder hoffende Mensch, wenn er auszieht, in ihr all das zu suchen, was Kindheit lange, lange Jahre . . . vergeblich hoffte. Geht da irgendwo ein Wanderer die lange, helle Straße hin — und taucht in der blauen Ferne unter? . . . Aber der Junge auf dem Mauerrest liegt noch immer da, lang hingestreckt, sinnt, schaut, mit großen Augen, mit einem ganz innig ernstem Gesicht. Um ihn blühen viel gelbe Löwenzahnblüten. Aber das Grün, das saftige Gras am Stadtbach hin, glänzt, steht schwellend da, und Schlüsselblumen blühen lang hin am Wasser.

Und die Sonne sinkt, ganz langsam, ganz leise; aber unaufhaltsam. Dann ist sie fort. Erste Dämmerung und die weiche Schwermut solcher Frühlingsabenddämmerung.

Menschen gehen nach Hause, mit Spaten, Hacke und Harke, eins nach dem andern. Die Abendglocke schlägt; und schlägt aus. Dahinter steht gewaltiger, weil dunkler, stiller noch: der Abend auf . . . der ganz schweigende, in dem nun nur noch lebendig ist alles keimende, wachsende, tastende Leben der Gartenseelchen, der Bäume, der Blumen. Steht alles nun in feuchter Dämmerung; schon ist der Tau da, und niemand weiß, woher. Grünschwartz stehen die Hecken dahin; wie Träume und dunkle Märchen die Bäume . . . Eines Gartens Baummassen stehen auf vor dem wandernden Schritt, rauschen einmal, ganz fein, hoch oben; eines Veilchenbeetes Dufte dringt durch die Hecken hervor, und eines Lichtleins Schein geht hinter den Bäumen, hinter kaum erschaubaren Fenstern auf . . .

Und die Glocke aus der nahen Stadt her schlägt von Viertelstunde zu Viertelstunde: schlägt und ist still. —

Traumnacht des Frühlings, als müßte man nach einer Seele suchen gehn.

Traumnacht des Frühlings, in der alle wachsenden

Seelchen der Gärten, der Felder und Wälder wartend,  
ganz einsam stehen . . .

Und still nun, lausche, Seele, lausche und vergiß dich  
— es klingt — das Lied, das Lied aus der Tiefe des  
Gartens . . . Das Lied, Symbol der Nacht, als hätte die  
Stille selber es so geboren . . . Und du stehst draußen und  
hörst ihm zu . . .

---

## S o m m e r a b e n d e .

**A**n den Sommerabenden meiner Kinderzeit gingen die Mädchen spazieren. Die jungen Mädchen zwischen zwölf und vierzehn. Sie gingen Arm in Arm über die Straßen, langsam, langsam. Sie gingen die Lindenstraße hin, über den Gänsemarkt bis vor's Dsttor. Dann bogen sie rechts auf den Wall ein, den Kiesweg zwischen zwei grünen Hecken. Eine Kette von lauter zierlichen, jungen, schwatzenden, nickenden Dingen. Ich sah sie so gerne gehen. Ich liebte eine ganze Reihe von ihnen und konnte nie heraus kriegen, welche ich am meisten liebte. Ich liebe sie noch heute. Sie wandeln heute wie in meiner Kindheit. Sie haben so lachende Blicke. Sie haben so niedliche rote, blaue, grüne, weiße Kleidchen an. Sie erzählen sich so furchtbar wichtige Sachen. Manchmal neigt eine aus der Reihe sich vor, daß alle hören, was sie erzählt. Und dann, mit einem Male, lachen alle. Das muß etwas Feines sein, was die erzählt hat. —

Und die Dämmerung kommt, die Mädchen gehen noch immer. Ihre Gestalten sind nun schon etwas unbestimmt im Abendnebel. Und nun werden sie stiller. Sie gehen noch immer auf dem „Wall“ rund um die Kleinstadt, neben ihnen die Gärten, hinter den Häusern. Und da und dort im Hinterstübchen der alten Häuser fängt ein Licht an zu scheinen. Und allmählich erscheinen immer mehr Lichter hinter dem Grün in den dunklen Häusern.

Ein paar Mal ist auch ein süßer Geruch in der Luft, von Veilchen oder Goldlack. Sie gehen hindurch und vorüber. —

Zuletzt gehen sie in die Stadt. Sie gehen bis zum Marktplatz. Da steht ein großer Kandelaber mit vielen Straßenlaternen, da stehen sie still und sagen: Gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht! In fünf dunkle

Gassen huschen zehn, zwölf zierliche dunkle Dinger und sind verschwunden . . .

An den Sommerabenden, wenn ich allein war, — lag ich wohl auf dem Rasen vor meines Vaters Haus und schielte die Stachelbeersträucher an. Oder ich roch nach den Linden hinüber, die zu blühen anfangen. Oder ich sah in das dichte Laub der Haselnußbäume, die über die Mauer rauschten, die uns vom Nachbargarten trennte. Einmal hatte eine Leiter an der Mauer gestanden, da war ich heimlich hinaufgeklettert und hatte hinübergeguckt und hatte versucht, durch das dichte Laub bis in den Garten zu sehen. Ich hatte nicht viel sehen können; aber das wußte ich nun: es gab nichts Schöneres als diesen Garten. Der Garten war Traum und nicht Traum. Ich wußte, daß er war und wunderschön war — und wußte, daß er nicht für mich war. Ich träumte mich aber oft in ihn hinein. Und meine Träume hatten viele Möglichkeiten, in die Schönheit hinein zu kommen. Immer wieder kam mir der Garten in meinen Wunderglauben und meine Wunderhoffnungen hinein. Einmal mußte doch der Tag kommen — der Tag . . . Ich mußte nur warten.

An solchen Abenden wartete ich oft. Nicht darauf, daß die Mauer sich aufrate und mich hindurch ließe. Auch nicht darauf, daß die Mädchen drüben (ich hörte sie manchmal hell lachen) über die Mauer sähen. Ich wartete auf eine Stimme. Dann konnte ich vergessen, wo ich war und wo die Stimme sang. Ich hörte nur die Stimme, die Töne. Die Worte verstand ich nicht, ich wußte kaum, daß sie Worte sang. —

Ich lag im Gras und legte das Gesicht in meine Hände. So lauschte ich, wie die Stimme in meinem Traumland sang. —

---

## Alte Winkel.

Ich weiß nicht, woher mir der Blick kam. Er muß von Anfang an in mir gewesen sein. Ich liebte das Kleine, das Unscheinbare. Die geringe, arme Schönheit. Ich habe das Prachtige nicht weniger geliebt, die großen Gärten, die Parks mit den hohen, alten Bäumen und den Villen mitten im Garten. Aber die Winkel mit dem wenigen grünen Rasen, den kleinen armen Gärtchen, die kleinen freundlichen Häuser haben mich mehr als alles andere gerührt.

Am „Wall“, nahe am Bergtor, stand ein ganz altes, graues Haus, das war ganz mit Efeu bewachsen, und dabei war ein winziger Garten mit einem kleinen Rasenstück, mit ein paar Blumen, und in der Mitte mit einem hohen alten rauschenden Baum. Ich glaube, ein Lindenbaum, es kann aber auch eine Kastanie gewesen sein. Das alles mußte ich immer ansehen, wenn ich da vorbei kam, jedesmal. Ich wäre gar zu gern einmal drin gewesen, im kleinen Garten, unter dem dunkel wehenden Baum, in der kleinen Stube mit den Blumenfenstern, die so niedrig waren, mit Geranien und Fuchsien in roten Tontöpfen, die auf weißen Untertassen standen. Aber ich wagte es nie, meinen Schulkameraden Heilmann, der in der Schule immer einen Platz über mir saß, darum zu bitten. Denn wenn wir auch in der Schule freundlich mit einander verkehrten, so kamen wir außerhalb der Schule nie zusammen. Aber immer ist das Häuschen, der kleine Garten, die Blumenfenster, der dunkle Baum, eine heimliche Liebe meiner Kindheit gewesen.

Wie so manches andere. An manchen Straßen hatten die Leute hinter ihren Häusern noch Höfe und Gärten. Ich erinnere mich an einige, darin war ich ein paarmal mit Schulkameraden. Es war mir meist ein Erlebnis.



Ungepflegte Beete mit einem halben Dutzend Stachelbeersträuchern . . . ein Plätzchen mit einem Birnbaum, ein Hof mit einem Ziehbrunnen, an dem ein alter Holunder wuchs. Ich weiß nicht recht, lag es an meinen Augen, an meiner Seele, daß mir das alles als so eine reiche Schönheit vorkam. Daß ich das „Namenlose“ fühlte und immer ein ganz klein wenig still stehen mußte und hinsehen.

Auch die ganz engen Straßen, durch die ich ganz selten kam, mit den alten Häusern, in denen ich nie gewesen bin, gehören dazu. Diese alten Häuser, alle einstöckig, grau, mit Kalkverputz, manchmal schief, mit alten schiefen Fenstern, darauf keine Farbe mehr zu sehen war — und auf den Fensterbrettern standen wieder in roten Tontöpfen die Blumen. Und vor der Haustür lag ein Stein oder zwei Steine — statt einer Treppe. Das Pflaster der Straße und des ganz schmalen Trottoirs war schlecht, und zwischen den Steinen wuchs Gras.

Alle diese Winkel waren mir eine fremde Welt. Ich sah sie mit einer fremden Freude ein wenig ängstlich an. Und dann noch vor den Toren der Stadt die Gärten, die Gemüsegärten, und zwischen ihnen die staubigen, schmalen Wege, die nur schwer oder garnicht befahren werden konnten. Da waren Hecken an den Wegen: von wilden Rosen, Jelängerjelieber, mit einzelnen Stachelbeersträuchern dazwischen, mit Holunder, Hainbuchen und Weißdorn. Und an den Hecken zogen sich Streifen von Gras, Labkraut Hahnenfuß, Vergißmeinnicht, Leberblumen hin. Und im Frühling konnte man da, wenn man gut suchte, Veilchen finden. Das war auch so vergessene Schönheit, die ich als Kind lieb hatte.

Ich habe manchmal erstaunt, furchtbar erstaunt stehen bleiben müssen, wenn ich eine besonders schöne Heckenpartie fand, wo etwa ein Baum aus einer Hecke wuchs, und unten an seinem Fuß die Marienblümchen besonders dicht wuchsen. Oder wo ein Loch in der Hecke war, durch das man die kleinen Gärten sah, wo das Gras in den schmalen Gartenwegen wuchs und wo die Erbsen und Bohnen blühten.

Oder wo der Zelängerselieber mit seinen schwanken Zweigen im Winde wehte, sich neigte, sich überwölbte, fast wie eine Laube, und der Duft so stark, so voll war . . .

Und noch heute, in kleinen Städten, in Dörfern finde ich wohl solche Winkel mit der Schönheit der Armut; die kleinen Gärten, wild wachsendes Gras zwischen Steinen. Vergessene Winkel, kaum gesehene Schönheit. Und muß sie so gerührt ansehen — wie einst als Kind.

---

## Die Scham.

Unser Haus ging nach Norden. Wir hatten nie Sonne auf der Diele und in den Fenstern. Mutter's Zimmerblumen standen immer im Schatten, wenn sie nicht im Sommer nach draußen auf den Rasen getragen wurden. Darum war es auf unserer Diele im Sommer auch immer so kühl. Und an einem Sommersonntagmorgen stehe ich auch auf dieser Diele und frage Mama um Erlaubnis: ob ich in den Berg gehen darf mit Willi und Otto und Blaubeeren suchen! Und ob ich Ischen (meine kleinere Schwester) mitnehmen dürfe. Mutter war in der Eile aus der Küche gekommen und ordnete an: Ischen ist noch zu klein, sie bleibt hier und spielt im Garten. Du darfst mitgehen, mußt aber für Ischen auch Beeren mitbringen — hörst du? Ist sie nicht alle allein.

Willi und Otto und die anderen warteten unten an der Pforte. Und dann gingen wir. Erst über den Gänsemarkt, dann auf den „Wall“, dann einen bergigen, steinigen Feldweg hinan. Und dann waren wir im Berge. Zwischen den Tannen. Dann kamen wir an jungem Birkenwald vorbei; dann rechts herum; da ging ein schöner breiter Waldweg gerade in die Höhe nach dem Reineberg hinauf. Schön wars, wunderschön. Jungens ganz allein, ohne Eltern, ohne Lehrer, ohne Aufpasser im Wald (— und Eltern und Lehrer werden so oft von jungen Gemütern als Aufpasser gefühlt — sind auch so oft Aufpasser —). Mal lagen wir im Schatten und rasteten. Lügengeschichten wurden erzählt. Geschichten vom Plättchenkerl, der hier im Berg spuken sollte, Geschichten von Wittkeind, der hier einst geritten war. Und die ganz großen Jungs steckten sich heimlich eine kohlige Zigarre an. — Später saßen wir auf dem Reineberg, auf dem kleinen Burgmauerrest, der noch von einst stand. Dann gingen wir weiter nach der

„schwarzen Erde“. Da standen die meisten Blaubeeren. Wir hockten zwischen dem hohen Gebüsch in der Sonne, die durch die Blätter schien, und streiften Hände voll der schwarzen Beeren von den Sträuchern. Und ich mußte an meine Schwester denken, die nicht mit gedurft hatte in den Berg. Dafür wollte ich ihr auch eine dicke Handvoll Sträucher mitnehmen, mit einer Masse Beeren daran. Und ich pflückte eine Handvoll Sträucher ab.

Wir waren auf dem Heimweg. Ich trug stolz mein Bukett Beeren in der linken Hand. Manchmal suchte die rechte Hand nach ihnen hin, um ein paar Beeren abzupflücken, aber ich fühlte, ich dürfe das nicht tun. Mir brannten die Sträucher in den Händen. Und plötzlich hatte ich ein paar Beeren abgepflückt und gegessen. Da fing ich an zu laufen, um mich vor mir selbst zu retten. Denn ich fühlte, wenn ich nun schnell zu Hause wäre, wären die Beeren vor mir sicher. Dann gäbe ich sie schnell dem Ischen. Aber dann mußte ich aufhören zu laufen und langsamer gehen, weil ich nicht mehr konnte. Ich überlegte: ob Ischen ein paar Beeren mehr oder weniger hatte, das war schließlich gleich. Und ging so weiter. Aber dann hatte ich schon wieder ein paar abgepflückt. Wieder kam die Angst, wieder lief ich. Als wir am Steinbruch waren, nah am Waldrand, hatte ich nur noch ein paar Sträucher. Aber ich redete mir vor, es ginge noch. Als wir den Wall passiert hatten, waren es nur noch zwei oder drei Sträucher. Da bat ich meinen Spielkameraden Willi, mir noch ein paar hinzuzuschenken. Er tat es. Als wir nun über den Gänsemarkt kamen und in die Lindenstraße gingen, waren meine Beeren ganz alle. Und nun kam plötzlich eine ganz heiße Angst über mich. Und schamrot bat ich Willi und Otto: Gebt mir noch ein paar von euren Sträuchern. Sie aber schüttelten den Kopf. Als wir vor unserem Hause waren, bat ich sie nochmal unter größten Seelenqualen: nur zwei Sträucher gebt mir. Sie sagten nein und gingen. So schlich ich ins Haus. Mutter kam gerade aus der Küche und sah mich rot und ängstlich stehen.

Nun, hast du ihr nichts mitgebracht? Es war etwas  
Zorniges, Leise-Trauriges in ihrer Stimme.

Ich würgte beim Mittagessen an meiner Suppe, Fleisch  
und Kartoffeln. Dann schlich ich hinaus auf den Hof.  
Hinter den Ställen saß ich, wollte weinen und konnte nicht.  
Angst und brennende Scham nagten an mir. Und zuletzt  
schrie ich, und ein erschütterndes Weinen kam. Ich weiß  
nicht, wie lange.

---

## Das Fest.

Der Sommer war die Zeit der „Feste“. Weihnachten, Ostern, Pfingsten gehörten nicht so recht dazu. Das waren Feste für sich, waren die eigentlich religiösen Feste. Familienfeste. Aber Schützenfest, Kriegerfest, Jahrmarkt und Sedanfeier, das waren Volksfeste. In meinem Kindergefühl war dies sehr getrennt, da hätte mir nie einfallen können, in einem Atem alles zu nennen, die kirchlichen Feste und die „anderen“ Feste.

„Schützenfest“ war in der Kleinstadt „das Fest“. Kriegerfest, Turnerfest waren für mich damals nur eine Variation der richtigen Feste. Schützenfest war meist an einem Sonntag im Juli. Am Freitag schon fing das Schmücken der Straßen an. Dann holten einige Bürger, denen ein Teil des Bergwalds gehörte (sie waren auch meist alle im Schützenkomitee), mit Pferd und Wagen junge Birken-, Eichen- und Tannenzweige herein und verteilten das Grün an die Bevölkerung. Und dann singen die Leute, die Frauen, Mädchen und größeren Kinder an, vor den Haustüren die großen Kränze zu binden, die quer über die Straßen gehängt wurden. Um ein ganz langes Seil wurde dann ganz dicht Eichen-, Birken- und Tannenzweig gewunden. Am Sonnabend Nachmittag wurde dann der fertige Kranz von einer Bodenluke zur andern über die Straße gezogen. Vor den Häusern, zwischen die Steine der Steige, wurden dann noch einige Birkenbäumchen und kräftige Eichenzweige eingepflanzt.

Und dann standen die Leute vor den Haustüren bis in die Dämmerung, gingen zum Abendessen hinein, kamen aber bald wieder heraus. Es war eine summende Unruhe

auf den Straßen, ein gespanntes Erwarten und eine erste Vorfreude. In solchen Stunden lag ein ganz großer, ein ganz fruchtbarer Stimmungsgehalt für mich. — Und dann kam's. Ganz fern, ganz tief, weit, tauchte es empor. — Musik!

Der Zapfenstreich kam näher, entfernte sich wieder, — — kam näher, — dann hinter den Eckhäusern brach's hervor — Lichter, Musik, von Fackeln beschienene, dunkle Gestalten — ein breiter Strom von Gestalten, blasse oder rote Gesichter. Ein langer Zug und Strom. — Feuerwerke pufften da und dort vor ein paar Häusern auf. Laute, helle, begeisternde Musik. Ein Marsch! Töne wie Feuerzungen: dunkel scheinend. Und dann langsam entfernte es sich. — Verklang, verzitterte.

Aber dies alles meinte ich nicht einmal so sehr. — Sondern, wie ich mit einigen Schulkameraden an einem solchen Schützenfest am Sonntag abend in den Schützenaal schlich. Am Eingang war keine Kontrolle mehr und wir wurden durchgelassen. Der Tanz begann gerade. Irgendwo spielte Musik — ich suchte, wo das war und fand es nicht. Die Musik wogte so durch den Saal, daß ich eine zeitlang kein Gefühl dafür hatte, woher sie kam, von welcher Seite. — Ich war berauscht, die Beleuchtung, die mir geradezu blendend vorkam, dann die Gestalten! Ich sah die letzten Bewegungen der Polonaise und dann fing der Tanz an. Die wiegenden Personen, die Luft, in der allerhand Parfüme schwirrten, die hellen Lichter, die Musik, die Musik! — Den Tanz bewunderte ich. Ich hatte noch niemals tanzen sehen, als ein paarmal ein paar Kusinen auf unserer steinernen großen Diele. Und ich kam durchaus nicht auf den Gedanken, daß das fast alles Bürger unserer Kleinstadt seien, die ich morgen, übermorgen, die ganze Woche, über die Straße gehen sehen konnte.

Das Fest war mir so fremd, wie mir jedes Märchen je gewesen ist und stachelte meine Sehnsucht an, wie nur je ein Märchen es getan hatte. Ich fühlte, wie öfter

schon, den ganz heißen Wunsch: erwachsen zu sein, und so gleitend, wie die Damen dort und die Männer, in solcher Musik mich zu bewegen, und ich glaube, ganz untergründig hatte ich das Gefühl, daß mir dann die Musik auch mehr gehören werde, so sehr ich auch von ihr berauscht war. Ein Fest mit feiern zu können, das war nun meine Sehnsucht. — — —

---



## Die Sommerwiese.

Sie gehört in „das Gebiet“ der abseitigen oder gar verborgenen Schönheiten. Und das ist ja wohl für einen Dichter ein Grund, davon zu sprechen. Es ist ja alles im Grunde „namenlose Schönheit“, die der Dichter „besingt“, aber auch der wahre Naturfreund aufzusuchen sich gedrungen fühlt. Schönheiten schließlich, die kein Reisebericht, kein Prospekt, keine Ansichtspostkarte verkünden.

Und hier schon sinne ich nach, wo es denn war? Wo die Sonne so einzig über Gras schien, das im Winde dahinwelkte. Wo die Schmetterlinge, Bienen und Mücken in Unzahl flatterten, flogen, summten und die Grillen verborgen sirrten; — und da weiß ich zuletzt, das ist schwer zu sagen — wo!

Und zuletzt fällt mir ein: suche nicht länger; in der Erinnerung steht aufgeschrieben der Wiesen schönste: die Wiese der Kindheit, der Heimat! So will ich davon sprechen. — Das ist ja wohl lange her, daß sie so in Sonne dalag, daß die Blumen in ihr blühten, das Johanniskraut, die Schafgarbe und das Tausendgüldenkraut; es ist lange her, daß jene entzückenden blauen Schmetterlinge über sie hintaumelten — und doch, sie ist ja immer noch und wird, vielleicht, nie vergessen. — Die Schönheit ist, dünkt mich, etwas Ewiges . . . und die Schönheit heutiger Sommerwiesen wird im Wesen nicht anders sein als meine Kindheitswiese. So will ich davon ein paar Worte sagen . . .

Am Bergabhang, am Waldrand lag sie. Gegen den Osten und Süden standen hohe, schattige Buchen; da konnte man wohl an den Vormittagen schön im Schatten sitzen.

Man sage nicht, Kinder wüßten die geheimen Schönheiten der Welt, der Landschaft nicht zu schätzen. Wie diese Wiese in meinem Sinne aufbewahrt ist und die

ganze große Landschaft ringsum, das spricht gegen solche Ansicht.

Nur: es mußten Stunden oder Tage der Freiheit von Schule und häuslichem Zwang sein, daß es Freude und Erlebnis für mich war, da hinaus zu gehen, in der Stille und Einsamkeit zu sitzen oder zu liegen und zu träumen. An „freien“ Nachmittagen oder an sonnigen Vormittagen der Ferien mußte es sein; da kam dann oft ein so ganz glückliches Gefühl der Stille und Seligkeit über mich, des reinen Anschauens sommerlicher Fülle und Leuchtekraft.

Die feierlichen, von goldener Sonne ganz erfüllten Vormittage! — Blau, ohne das kleinste Wölkchen, überspannte der Himmel die Erde. Weit, weit hinaus nach Norden dehnte sich das Land, Feld an Feld, — und alle Felder in großer Einsamkeit. Die Kornfelder, schon fast nicht mehr grün, schon leicht sich färbend, die Bruchwiesen fern, fern; die Lupinenfelder, Kleefelder, die weiten Kartoffelflächen. — Und ganz am Horizonte der dunkle Saum eines Waldes.

Nah am Ohr und zu Haupt aber rauschte der hohe Bergwald. Stand ganz feierlich still, und die Sonnenflecke fielen durch grünes Buchenlaub. — Solche Stille und Einsamkeit ließ ganz beglückt und tief, tief atmen. Und ganz selten nur geschah es, daß der Donner einer Sprengung im Steinbruch die glasklare, spiegelhelle Schönheit solcher Stille in Scherben schlug — und danach baute sie sich doch bald wieder in vorheriger Klarheit auf . . .

Ein kleiner Bach aber, aus schattiger Walddämmerung hervoreilend, klunkerte, rauschte, klang mit leichtem Fall über einige Steine herab und — verschwand im hohen Wiesengras. Libellen flogen unermüdet über seiner reinen Helle. Das eintönige Lied der Grillen klang ohne Ende, die Finken im Wald schmetterten dazwischen; aber die Einsamkeit und Stille vermochte das alles nicht zu stören; es gehörte vielmehr mit dazu.

Schön aber war, am Abhang zu liegen, und mit zur

Seite geneigtem Kopf, durch halbgeschlossene Lider, über die Wiese hinzusehen, wie da der Wind leicht, o ganz leicht, darüber hinstrich, so daß ganz kleine Wellen hinfließen — bis wo die Wiese zu Ende war. Immer wieder. — Und die vielen Schmetterlinge überall. Eine Unmenge von Bläulingen; manchmal ein Pfauenaug und ein Fuchschwanz — manchmal am Rande hin ein Trauermantel. Und aus all den stehenden wiegenden Halmen der Fuchschwanzgräser, der Rispengräser, des Goldhaferes, des Honiggrases, das Leuchten der Blüten von Johanniskraut, Tausendgüldenkraut, vereinzelt wilden Wicken, Klee und weißblühender Schafgarbe.

Am Abhang, nah dem Haupt, aber bebte, läutete das feine, schöne Zittergras unaufhörlich.

Es geschah dann aber wohl eines Tages, daß ich des Weges kam und sah: die Wiese war leer . . . Abgemäht! — Und das war dann ein neuer, schwerer Stimmungsgehalt. Abgemähte Wiesen haben im Augenblick etwas leise, leise Schwermütiges; als spräche aus ihnen eine erste Ahnung vom Sterben aller Schönheit. . . . Bis sacht und ganz von selbst das weitere Wissen kam: es wächst im Leben alles neu. . . . Auch die Wiese wuchs wieder . . . und lag danach, an schönen Herbsttagen, abermals in Fülle, Sonnenglanz und stiller, abgeschiedener Schönheit da.

Was bleibt ist ein Duft, eine Helle, ein Flimmern, ein Glanz in der Erinnerung, ein Duft aus der Kühle des Waldrandes und des Wassers, aus der Wärme über Gras und Blüten; ein Duft wie ihn das Erinnern treu bewahrt von jenen Stunden, da ich mit einem Wiesenstrauß (wisperndes Gras, Klee und gelben Blüten) heimging, daß die Mutter ihn ins Glas setze in der „Sonntagsstube“.

## Die Entdeckungen des kleinen Walter.

Er wohnte auf der Ahornhöhe, wo die vornehmen Villen stehen, Bismarckstraße 22, an der Säule ist ein blankes Messingschild, neben dem hohen schwarzen Tor . . . Aber das wußte der kleine Walter noch nicht alles genau. Er kam selten nach draußen. Er spielte meist allein auf den gelben Kieswegen — und auf den Rasenplätzen. Allein, ganz allein. Oder mit Mama. Papa sah er meist nur beim Essen. — Er fuhr mit einem blauen Wagen auf den Gartenwegen; er grub Löcher mit einer kleinen Schaufel, die er zum Geburtstag gekriegt hatte; er hartete mit einer kleinen Harke auf den Beeten oder im Kies. Er lag auf einer Bank und blätterte in einem Bilderbuch — oder er saß still bei Mama, wenn sie Märchen vorlas. Er war nämlich schon 5 Jahre alt und hörte Märchen sehr gern.

\*

Schön sind die Morgenstunden . . . da hat Mama wenig Zeit; sie ist im Haus und hat mit der Köchin und dem Stubenmädchen zu tun. Da erträgt er das Alleinsein noch am besten. Er kann ganz selig stehen und einen Vogel besehen, der vor ihm auf einem Ast sitzt und singt. Und dann, wenn er mit einem Male weghuscht, huscht auch ein Seufzer von den Lippen des Jungen. Die Köchin hat mal gesagt, er soll den Vöglein Salz auf den Schwanz streuen, da kann er sie fangen. Er hat es probiert, aber es geht nicht. Er kann lange, lange stehen und immer leise mit den Augen mitfolgen, wenn ein Spatz auf dem Ast wippt, zur Erde fliegt, huscht, hüpfst, hüpfst — wieder auf den Ast steigt, einen Ast höher, — auf den nächsten Ast, auf den nächsten Baum — und dann mit einem Male weg, hinten auf die Silberpappel.

\*

Er geht manchmal auf Entdeckungstreifen. Er sieht über

den Blumenbeeten manchmal Schmetterlinge und sucht sie mit der Hand zu packen. Es geht nicht. Nur einmal packte er eine wollüstig saugende Biene und wurde gestochen. Er schrie, außer sich vor Angst und Schmerz, bis Mama atemlos gelaufen kam, und ihn auf den Armen ins Haus trug. Beim Graben auf den Beeten hat er einmal einen Regenwurm gefunden, er bringt ihn auf seiner Schute in einem Häuflein Erde in die Küche. Seitdem gräbt er einige Wochen lang nach Regenwürmern, jeden Morgen. Bis Papa nach einem Spaziergang durch den Garten es nicht mehr haben will, weil die Beete so verwühlt aussehen. Walter muß neues ersinnen. Er geht suchend im Garten umher. Und da merkt er, wie groß, unendlich groß der Garten ist. Er merkt, wenn man an der Gitterpforte ist und nach dem Hause sieht, liegt das Haus so hoch, so oben . . . Die Scheiben blitzen in der Sonne. Da am Fenster steht Minna und lacht herab. Da lacht er wieder. Er geht weiter, er muß was suchen, was finden. Es ist manchmal lastend, fast drückend, die Einsamkeit, und er weiß es nicht, dieses lebt er. Denn so ist Kindheit: leben, und nicht wissen, was gelebt wird.

Hinter dem großen Nelkenbeet, auf der anderen Seite des gelben Kiesweges, beginnt die Tannenmauer, die begleitet die graue Mauer, die den Garten vom Nachbargarten trennt. Eine ganze Menge von lauter dunkelgrünen Tannenbäumchen: ein „Wald“, wie Willi sagt, der im vorigen Sommer vierzehn Tage zu Besuch da war. Walter ist immer halbscheu daran vorbeigegangen. Aber eines Tages hat er Mut. Er bleibt stehen, sieht die Tannen an, sieht sich um, ob auch jemand guckt — und kriecht hinein. Sein Herz klopft, es ist sehr dunkel drinnen — und dann: die Tannen stehen so dicht, und die Nadeln stechen. Er überlegt ein paarmal, ob er zurückkriechen soll. Er bleibt auch zwischendurch mal sitzen, um sich zu orientieren: da — ein weißes Blatt, ein Zeitungsbblatt, das da hineingeweht ist; der Boden — so dunkle Erde, und Nadeln

liegen da, er läßt sie durch die Finger gleiten. Da und dort mal ein buntes Steinchen, ein Glaskerben, der im Dunkel so geheimnisvoll leuchtet. Man kann rückwärts zwischen den Bäumchen noch Streifen vom Garten sehen und einmal das Haus — da lächelt er. Nun kriecht er weiter, er kommt sich wie ein Held vor. Und dann — ist es alle . . . Da geht es nicht weiter, partout nicht. Denn das ist die Mauer — kein Zweifel, eine Mauer. Er kann sich nun aufrecht stellen und etwas Luft schnappen, denn an der Mauer ist etwas freier Raum, da stehen die Bäume nicht so dicht. Hm, die Mauer hat er noch nicht gesehen, denn sie ist nicht wesentlich höher als die Tannen. Er sieht an der Mauer hoch, oben schwanzt etwas darüber, ein Goldregenzweig — wo steht er? Was weiß Walter vom „Nachbargarten“? — Nachbargarten — würde ihm ganz unverständlich sein — die Sache ist äußerst geheimnisvoll, hier ist eine Mauer — und dahinter? Das weiß er eben nicht, und dies Nichtwissen genügt, die Sache so ganz mystisch und romantisch zu machen. Er lehnt sich an die Mauer und denkt nach. Er denkt, denkt (und Kinder können viel und tüchtig denken) — eine Welt entsteht hinter der Mauer, eine ganze Welt, die er freilich in der nächsten Stunde vergessen haben wird, aber er hat sie doch geschaffen und so wunderbar schön, weil er nicht weiß, wie sie ist. — Unterdessen ist die Mutter in den Garten gekommen, sie sucht, läuft alle Beete ab, Walter ist nicht da. Nun ruft sie ihn. Walter hinter den Tannen horcht, schrickt, lächelt, Mutter ruft. Nur nichts sagen, denkt er, nichts sagen, und läßt sie rufen. Als sie aber gar nicht aufhört, kommt ihm die Angst, und er kriecht aus den Tannen mühsam hervor, da lächelt sie. —

\*

In diesen Tagen erfuhr er zum ersten Male ganz deutlich, was „die Ferne“ war. Da nahm ihn das Hausmädchen mit auf den Turm zum Taubensfüttern, und da standen sie eine Weile oben im Wind, auf dem Plafond, am Gitter, und sie zeigte ihm: ein Dorf, einen Kirchturm

und einen Fluß . . . Und dahinter? fragte er. Aber das Mädchen konnte nicht antworten. Dahinter? fragte er noch einmal. — Nun: Dörfer, Städte, sagte sie — aber das ist sehr weit. Das ist die Ferne. Seit der Zeit dachte er manchmal nach, was dahinten sei, in der Ferne.

\*

In jener Zeit hörte er ein Gespräch beim Mittagessen zwischen seinem Vater und seiner Mutter. Und er hörte stark interessiert zu. Das tat er oft. Er verstand oder begriff meist nichts davon, aber es machte ihm Spaß, ganz genau zuzuhören und zuzusehen: wie Vater sprach, die Betonung, die Mienen, die Antworten der Mutter und ihre Gesten — das war alles so ungeheuer interessant. Diesmal erzählte Vater, daß er sich entschlossen hätte, das Grundstück hinter dem Hause, das ganz über den Hügel bis an die andere Seite herabreichte (so weit war Walter aber noch nicht gekommen) zu verkaufen. Diesmal begriff Walter etwas: daß es sich um die große Wildnis handelte, die er noch nie betreten hatte — hinter dem Hause, und vom Garten durch einen Holzzaun getrennt. (Sie stieß jenseits an die Straße, aber das wußte Walter noch nicht.) Er mußte an die großen alten Bäume denken, die da standen, an das Gebüsch, an das Rauschen, das manchmal von dort her klang. Nach dem Mittagessen ging er mal hin, ging an dem Staketenzaun hin und her, als suchte er etwas — und schließlich fand er eine Stelle, wo die Stäbe morsch waren. Er bog und brach sie weg und kroch hindurch. Drüben blieb er herzklopfend stehen. Er war nun — draußen. Er sah nach der Villa zurück, er hörte im Hause, in der Küche, Minna singen und das Stubensmädchen auf dem Balkon etwas ausklopfen, eine Matte oder sonst was. Dann ging er weiter. Er kam sich wie ein Ausreißer vor. Wie ein Prinz im Wald. Ein paar-mal kam ihm die Angst, aber er ging weiter — kreuz und quer. Bei einem Käfer blieb er stehen, er kroch durch das Gras und Heidekraut und hatte ganz glänzende Flügel, einmal begegnete ihm ein Schmetterling, den wollte er

fangen, aber es glückte nicht. Vögel huschten, sangen im Baum . . ., die Kronen rauschten hoch oben, er sah hinauf und staunte, so hoch die Bäume, — und der Himmel manchmal gar nicht zu sehen.

Wege gab es nicht. Er tapste durch Kraut, durch gelbe Sonnenflecke am Boden. Eidechsen raschelten ein paarmal und flohen vor seinem Fuß, er sah sie mit Grauen im Laub und Moos verschwinden.

Dann rief wieder die Mutter, er kriegte Angst, lief, lief, kreuz und quer, der Stimme zu, kam atemlos zurück an den Zaun und suchte das Loch, fand es nicht sogleich, raste wie eine Maus am Gitter an dem Zaun hin und her — endlich da, da war es, er schlüpfte durch — und stand bald darauf schwitzend vor seiner Mutter in der Laube. Er sagte nichts. Aber er war entschlossen, den Wald drüben genauer zu erforschen.

\*

Am andern Morgen, gleich nach dem Frühstück, war er weg. Niemand vermißte ihn. Er kroch durchs Loch, — und stand nun im „Wald“ — er wollte darin so weit gehen als er konnte. Er wollte etwas finden, etwas entdecken. Vielleicht einen Weg aus diesem Wald, irgendwohin. Ins Weite, in die Ferne. Er ging und ging, immer mit einem etwas beklommenen, klopfenden Herzen. Und da — was war das? Erst war es wie ein Schreck, und dann wie ein Jubel, ein „Haus“ war es, eine Mooshütte, verfallen, ohne Tür. Er schlich heran, innen war es dunkel, er getraute sich nicht hinein. Er ging rings um die Hütte, klopfte an die Wände — und ging zuletzt weiter, abwärts, abwärts, den Tannen zu, die unten vor ihm wie eine lange, hohe, dunkle Mauer standen, ei, ei, das waren mehr Tannen und größere Tannen als im Garten. Endlich stand er davor und überlegte, ob er da hindurch sollte oder nicht. Zuletzt entschloß er sich, hindurchzukriechen. Er wollte wissen, was drüben war, ob da die Ferne war, das weite, blaue Feld, und dahinter der Wald, er träumte sich etwas ganz Schönes zurecht,



was da sein müsse. Vielleicht war da ein Schloß, ein Königsschloß. . . . So wühlte er sich durch die Tannen weiter, weiter. Er hörte etwas, er hörte ein Klingeln, er hörte Pferde gehen, — weiter, weiter, daß man sehen kann, was es ist. — Und dann —: stand er vor einem Staketenzaun genau wie drüben, wo er hereinkroch hinter ihrem Haus, — und er wurde blaß vor Enttäuschung und Schrecken — der Wald war zu Ende — und vor ihm eine Straße, eine ganz laute, häßliche Straße mit Pferdegetrappel und Klingelbahn und vielen Menschen. Keine „Ferne“. Kein Schloß. Ein Staketenzaun und dahinter eine Straße mit hohen Häusern. Er starrte noch einen Augenblick in seiner Enttäuschung und kroch dann in die Tannen zurück.

---

# Gott und Wunder.

## 1.

Wenn ich davon reden soll, muß ich mich besinnen. Über den Anfang nämlich. Ich weiß noch sehr viel, besonders Gefühle, Situationen usw. behalte ich meist gut im Gedächtnis . . . Mutter lehrte uns Kinder beten. Jedenfalls schon, ehe wir zur Schule gingen. Ich meine, wir haben damals (meine drei Jahre jüngere Schwester und ich) auf einer Fußbank gefessen, wenn die Mutter am Fenster neben der Kommode saß und nähte. Nachmittags, wenn sie mit ihrer Hausarbeit fertig war und die Brüder in der Schule waren. Damals sind wohl die ersten Religionsworte: „Der liebe Gott“, „Himmel“, „Hölle“, an mein Ohr geklungen. Ob „Jesus“ auch, weiß ich nicht.

Aus dieser Zeit ist mir ein sehr quälendes Erlebnis im Gedächtnis. Mutter ging aus der Stube durch die Küche nach dem hinteren Teil des Hauses, in dem einige Ställe waren, um der Ziege zu fressen zu geben. Und meine Schwester und ich gingen mit ihr. Dabei erzählte ich etwas: was, das weiß ich nicht mehr. Da, als ich fertig war, fängt meine Schwester laut an zu rufen: Er hat gelogen, nun kommt er in die Hölle, nicht wahr, Mama, er kommt in die Hölle? — Ich war ganz „konsterniert“ — war hilflos, konnte mich nicht verteidigen und sagte gar nichts. Aber ich weiß, ich fühlte mich ganz unschuldig. Ob ich gelogen, d. h. Unwahres gesagt hatte, kann ich nicht sagen, möglich immerhin, daß ich, was phantastiebegabten Kindern manchmal passiert, etwas ungenau oder unrichtig erzählt habe . . . Aber das war nicht das Wesentliche — ich war so furchtbar erschrocken über den Ruf: er kommt in die Hölle, daß ich in meiner Angst ganz gelähmt war. Die Mutter wird meine Hilflosigkeit gesehen haben, wenigstens half mir ihre begütigende Stimme: das sei alles nicht immer gleich so schlimm, ich würde wohl nicht in die Hölle kommen. Das half etwas,

konnte aber nicht alles gutmachen. Ein wenig blieb noch der Schreck, bis ich im Spiel, im Verlauf des Tages die Geschichte allmählich vergaß. Erst sehr viel später ist sie mir wieder eingefallen.

Ich will hier, so gut es geht, über die Entwicklung meines religiösen Fühlens in meiner Kindheit schreiben. Ob das Wort „Entwicklung“ richtig ist, weiß ich nicht. Aber ich glaube fast. Mit dieser Entwicklung hatte die Schule wenig zu tun. Von den Gebeten, die wir im ersten Schuljahr lernten, sowie von dem Beten in der Schule (im ersten Jahr), von den biblischen Geschichten weiß ich gar nichts mehr. Vom zweiten Schuljahr noch einiges. Da ist mir im Gedächtnis geblieben, wie der Lehrer D. die Gebete am Anfang und Schluß des Unterrichts sprach. Und es interessierte mich dabei, daß fast alle Kinder beim Beten dann vor sich niedersahen. Und im Gefühl der Gemeinschaft tat ich das dann auch. Aber ich wußte gar nicht warum und erwartete, daß uns darüber mal etwas gesagt würde. Dann weiß ich noch, daß in der Klasse die ersten Bücher für den Religionsunterricht angeschafft werden mußten, u. a. ein „Spruchbuch“, das die fünf Hauptstücke mit den Erklärungen Luthers enthielt und hinten einen Anhang von Sprüchen. Und nun gaben mir meine Eltern nicht ein solches „Spruchbuch“, sondern den Herforder Katechismus — da habe ich mich so sehr geschämt, als der Lehrer sagte, das ginge nicht, ich müßte ein anderes Buch haben. Dann entsinne ich mich aus dieser Klasse noch einiger biblischer Geschichten genau. Da war besonders die Geschichte von der Geburt Jesu. Ich weiß noch, wie die durchgenommen wurde. Es war gerade Volkszählung an dem Tag, und der Lehrer mußte auch mit zählen. Die Schule wurde an dem Morgen nach der ersten oder zweiten Stunde geschlossen. Die Geburtsgeschichte hat da sehr stark auf mich gewirkt. Daneben erregten die Gebote, die wir nun lernen mußten, meine Aufmerksamkeit. Im ersten Schuljahr müssen wir von den Geboten wohl nichts gehört haben, wenigstens

erinnere ich mich an nichts mehr. Im dritten und vierten Schulfahr war ich beim Lehrer E. Da ist mir besonders die Geschichte von der Hochzeit zu Kana in Erinnerung. Bei der habe ich etwas sehr Wichtiges erlebt — das ich erzählen muß, da es sehr charakteristisch ist, zumal ich da erst acht oder neun Jahre alt war. Also der Lehrer hatte die Geschichte erzählt — und „behandelte“ sie nun in der üblichen Schularart, Frage und Antwort, wobei aber an das Problem des Wunders nicht gerührt wurde. Da war eben nichts zu interpretieren. Wunder ist Wunder. Und da fuhr mir auf einmal der Gedanke durchs Gehirn: Ist das wahr? Hat Jesus wirklich aus Wasser Wein gemacht? Auf solche Ideen, wie sie mir Kinder später ganz spontan im Unterricht entgegengerufen haben: „Da hat er wohl Himbeersaft ringetan“, auf solche Ideen kam ich damals nicht. Da stand doch klar im Buch: aus Wasser ward Wein — wohlgemerkt: Wein! Und da gab es für mich nur die Frage: war das wahr oder nicht? Und wenn es wahr war — dann die Unterfrage: wie hatte er das gemacht? Ich hatte das Gefühl einer großen Sensation — gab's so was? Solche Möglichkeiten? Und wenn — dann mußte es doch noch irgendwie heute möglich sein —. Alle diese Gedanken quälten mich sehr — und in der Pause blieb ich in der Schule — und sah den Lehrer an. Ich hätte gar zu gern den Lehrer gefragt, ob das wirklich so gewesen sei, was er erzählt hatte. Ich hatte den Wunsch, sagen zu können: Sag mir's ganz genau, denn ich muß das raushaben, was das war, und wie das war. — Der Lehrer blieb in den Pausen auch meist in dem Klassenzimmer und aß sein Butterbrot und trank aus einer Flasche Milch; ich versuchte nun den Finger zu heben, aber es gelang mir nicht, ich war zu bange, und als er mich dann fragte: Willst du etwas? da sagte ich scheu: nein! und schlich mich nach draußen. Nachher habe ich mich damit abgefunden, nicht zu wissen, was ich gern wissen mochte. Eins wüßte ich aber noch heute gern: was der Lehrer gesagt haben würde, wenn ich

den Mut zur Frage gefunden hätte. — Hier kommen wir an sehr schwere Dinge. Denn es geht auf die Dauer nicht an, dem Kinde das Fragen unmöglich zu machen. Oder auf solche tiefsten Kinderfragen nicht zu reagieren. Zumal in einer Zeit, wo man das Recht des Kindes auf das Eigenleben seiner Seele mehr und mehr anerkennt. Wo man in der Kinderseele so viel Eigenwuchs und schöpferisches Leben erkennt. Aber das nur nebenbei. Ich selbst bin manchmal verwundert darüber gewesen, daß ich damals solche Zweifel hatte. Denn im übrigen war ich dem Wunder sehr zugetan, war ich sehr wundergläubig. Die Wunder spielten in meinem Traumleben eine sehr große Rolle. Und da gab es gar nicht die Frage, die ich in der Schule stellen wollte: gibt es so was? sondern ich wünschte mir in meinem übrigen Leben das Wunder. Ich glaube auch nicht, daß ich es ernsthaft für unmöglich gehalten habe, in meinem Gefühl, wenn ich praktisch oft untergründig geahnt haben mag, es würde niemals kommen. Aber das weiß ich nicht mehr genau. — Es hing das alles mit meinen Träumen und Sehnsüchten zusammen. Die Freude am Wunderbaren (später am Romantischen) war ein Teil meines Wesens . . . ein Teil meiner Sehnsucht, meiner Religiosität, wie meiner Abenteurersucht. Ich glaube nicht, daß das allein von den Märchen kam, die ich gelesen hatte. Ich kannte nur ein Märchenbuch (das Bechsteinsche). Aber ich glaube, hätte ich gar keine Märchen oder biblischen Geschichten kennen gelernt, so würde ich (wie, weiß ich nicht) wahrscheinlich Märchen und Wunder dennoch geträumt haben, wenn auch ohne epische Zutaten, oder in einer Epik, in der ich eine der wichtigsten Personen war. Und wenn ich von meinen Wünschen, meinen Wundersehnsüchten erzähle, so hat man da zugleich den Gott meiner damaligen Kindheit. Dieser Gott hatte seinen Anfang gewiß in den Geboten und Gebeten, die ich gelernt hatte, in den Worten, die ich in der Schule noch über ihn lernte, aber er war doch mein Gott, so wie ich ihn in meinen einsamen Stunden sah.

# Gott und Wunder.

## 2.

Die Religionslehre der Schule hatte bald (ich schätze vom neunten Jahr ab) wenig mehr damit zu tun. Sie korrespondierte noch mit meinen einsamen Stunden — aber nur gelegentlich, und nicht sehr tief. Ich lernte in der Schule Gebot und Verbot unterscheiden, lernte die Erklärungen zu den Geboten — und wenn ich im Sommer um zehn oder elf aus der Schule kam, setzte ich mich, wenn ich meine Bücher ins Haus getragen hatte, wohl unter den Kirschbaum ins Gras und sagte mir alles Gelernte noch einmal her, damit ich's doch gut behielte, und in dem Gefühl, es sei das etwas sehr Nützliches für die Schule sowohl wie für meine Frömmigkeit. (Denn ich hatte durchaus das Bestreben, fromm zu sein.) „Du sollst nicht töten“, das ist ein Verbot — wir sollen keinen totschiagen — Luther sagt in dem „Was ist das?“ wie das gemeint ist — wir sollen Gott fürchten und lieben — daß wir unserm Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden noch Leid tun — das ist ein Verbot, — sondern ihn in allen Nöten usw. — das ist ein Gebot. Das Verbot sagt, was wir nicht tun sollen, das Gebot sagt, was wir tun sollen. Eine Ausnahme von dem Gebot ist, wenn man in Nothwehr, um sich selbst zu schützen, einen totschiagt oder verwundet, oder wenn man im Kriege fürs Vaterland Leute erschießt. — Man steht, ich weiß von der Geschichte noch ein wenig. Aber tief in mein Gefühlsleben ging dergleichen nicht. Ich glaubte Gott, er ist mir eigentlich nie ein Zweifel gewesen . . . bis heute nicht, ich mag ihm zeitweilig später etwas weit entfernt gewesen sein. Es wär mir auch da unsinnig vorgekommen, etwa die Gründe für und gegen seine Existenz abzuwägen. Es gab für mich immer Wichtigeres. In meiner Kindheit glaubte ich

ihn, wie ich das Blau der Ferne glaubte oder den Glanz der sonnigen Sonntagmorgen. Ich habe kaum jemals das Bedürfnis gehabt, mir genau vorzustellen, wo und wie er wohnte . . . und wie er aussehe. — Trotzdem habe ich als Sieben- oder Achtfähriger sehr große Freude an der Darstellung des Himmels, der Engel und des Lebens der Engel und Kinder im Himmel gehabt — die man in dem Lesebuchstücke findet: Luther an seinen Sohn Hans. Eine sehr große Freude an diesem ganz konkreten und materiellen Himmelsleben. Aber das ist mir nachher entschunden gewesen. Der Himmel auch wohl sehr stark. Mich beschäftigte zu sehr meine Zukunft — was würde mir kommen? Kam etwas Großes, etwas Aufregendes in mein Leben? Kam das Wunder? Bekam ich die Rüstung, die ich so nötig brauchte? Wurde ich ein Held?

Denn soviel scheint mir klar zu sein: der Himmel ist den Kindern doch und doch Erdenhimmel. Mir wenigstens war er's. Damit meine ich gar nicht, daß das Kind Realist sei, und nur das Gegenwärtige und Greifbare schätze. Ich glaube, es gibt genug Kinder, bei denen ist mehr Idealismus, als bei Erwachsenen sein kann. Vielmehr liegt aller Himmel, den Kindheit sich träumt, außer allem Gegenwartsleben. Sonst wär's kein Himmel, wenigstens für die meisten. Denn es mag auch Kinder geben mit so diesseitigen Sinnen, daß sie kein Traum- und Himmelsbedürfnis haben — aber dies weiß ich nicht genau. — Jedenfalls, der Kirchen- und Schulhimmel hatte zu wenig Elemente meines Kindseins in sich, um mir ein Anfang zum Aufbau meiner Welt sein zu können. — So schuf ich als Kind beinahe alles aus dem Nichts. Und was ich schuf, war raum- und zeitlos: alle Gott-, Engel- und Wundervorstellungen. Für mich stand z. B. gar nicht in Frage, ob Gott 700 oder 7000 Millionen Kilometer über uns sei, ob er überhaupt über oder unter uns sei . . . ich hatte keine (örtlichen) Richtungen oder Räumlichkeiten nötig, um ihn unterzubringen. Er war . . . seinen Namen hatte ich — wie sonst manches von der Schule,

resp. von der Mutter, das Leben gab ich ihm, d. h. meine schaffende Phantasie.

Dies alles bedingte, daß ich Gott für mich hatte . . . Daß ich keinen Boten zwischen ihm und mir nötig hatte. Es ist möglich, daß ich einen Mittler gesucht habe — sehr gut möglich; aber erst, nachdem ich glaubte, keine Antwort von ihm zu bekommen.

Ich kultivierte meine ganze Kinderzeit das Gebet . . . Ich glaube weniger durch Einwirkung der Schule oder des Elternhauses, als durch persönliche Nöte und Angelegenheiten. Ich fühle das Gebet als Gottesdienst. Aber wieder nicht als Kirchengottesdienst, den ich in jungen Jahren nicht verstand, und den ich langweilig fand. Meine Schwester und ich, wir wurden einmal von der Mutter und dem älteren Bruder mit in die Kirche genommen. Und da war es uns so unangenehm, daß wir in der Kirche still sitzen mußten und nicht sprechen durften. — Ich glaube, ich habe mein Abendgebet sehr früh angefangen, und habe es sehr selbständig ausgebildet. Ich weiß, daß ich es oft als ein Unrecht fühlte, daß ich morgens und am Tag ganz wenig oder gar nicht betete . . . ich wollte mich darin ändern, und dann kam ich doch nicht dazu. Und versuchte oft, abends das nachzuholen. Ich sprach das Gebet meistens nur in Gedanken, wenn ich mich mollig unter die Decken gestreckt hatte. Ich fing dann an mit ein paar Gebetsstrophen, meist: „Müde bin ich, geh zur Ruh“ — dann kam mein Generalvortrag beim lieben Gott, der betraf alles, was mich bewegte, alles Bedeutungsvolle . . . ach, es ist so viel, was ein Kind Gott vorzutragen hat, weil sonst niemand um es ist, der dafür Liebe und Verständnis hätte. Wohin soll denn ein einsames Kind gehen mit seiner Seele, mit seiner Liebe, seinen Wünschen und Nöten, wenn nicht zu Gott? Und dann das Tragische, daß aus solcher Einsamkeit, solchen Erlebnissen für so viele Kinder das Verlieren Gottes notwendig wird. Denn in der That, einen Glauben und eine Inbrunst haben manchmal Kinder, daß davon Berge ver-



setzt werden müßten . . . Das Abendgebet dauerte also bei mir meist ziemlich lange. Es war ganz stumm oder wurde ganz leise gesprochen; ich hätte mich furchtbar geschämt, wenn mir jemand zugehört hätte. Wie ich mich auch schämte, wenn ich mittags bei Tisch laut vorbeten sollte. Da machten's meist meine Geschwister. Nur einmal bin ich dazu gezwungen worden, auch zu beten. Und das hat mir furchtbar weh getan.

Eine unendlich große, eine unendlich wehmütige Melodie ist das Sehnen, die Liebe und der Glaube meiner Kindheit. Ein traurig-schönes Symbol. Um was alles habe ich Gott gebeten. Ich bat um das Wunder. Ich bat um Ruhm, um Schwert und Roß. Und der Sinn von alledem war, daß ich um Taten bat, die groß wären. Ich bat um Wunder, wie ein Kind die Mutter um Märchen bittet. Ich bat um Reichthum für meinen Vater. Ich bat um Gesundheit für meinen kranken Bruder. Ich bat um Geschenke zu Weihnachten.

Das Gewaltigste aber tat ich Gott an, als ich das alles nicht mehr bat, sondern nur oft nach dem — später wieder formellen — Abendgebet dachte: wie schön es wäre, wenn er in der Nacht die Rüstung sendete, die ich so nötig brauchte. Und den Speer und all das andere.

Gott ging über alle diese Gebete stumm hinweg. Gott ist größer, Gott ist dem Leben näher.

---

## Wiesen der Kindheit.

Wer mag solche Welten entdecken?

Das kommt davon, weil ihr euer Kindsein ganz verloren habt. Ihr wißt vom Reichtum nichts mehr. Ihr seid sehr arm geworden.

Wir aber sind Herren über Welten. Wir gehen auf Wolkenlanden spazieren, tief in rosenrote Schneefelder hinein. Und ihr werdet verwundert stehen bleiben und euch an euer armes, dummes Hirn fassen, wenn ihr uns Glänzenden hinter den schwarzen Bergwolken verschwinden seht.

Und wir können in die Bilder hineingehen, die an der Wand hängen oder auf Mutters Zugrouleaus mit „kühnem Pinsel“ gemalt sind. Und dann fragt ihr wohl: Wo bist du geblieben? Jawohl, das sollten wir euch noch sagen, wir antworten nur mit leisem Lachen und behalten unsere Geheimnisse. Es gibt unentdeckte Länder. Wir sind die unerkannten Könige. Wir gehen gegürtet, wir haben Spangen an den Händen. Wir tragen Mäntel von Licht. Unsere Seele trägt schwer an Wunder und Wissen. Wir gehen stark dahin durch die Tage. Unsere Augen werden euch unheimlich. Fangt ihr zu staunen an! Manche werden uns nie verstehen. Die sind für immer verdorrt. Aber denen wohl ein Ahnen kommt, ein ganz feines Ahnen, die sollten beten, daß Gott sie sehend mache und ihre Augen salbe; daß er ihre Ohren austue, daß er ihre Seele wieder groß mache wie einst — als sie Kinder waren. Da waren sie reich. Nun haben sie nichts mehr. Alle ihre Millionen sind weg; alles Gold und Silber, alle Perlen. Alle Schwerter, alle Kasse, alles glänzende Zaumzeug, alle Lanzen — sie haben alles verlassen — sie sind ausgewandert und arm geworden. Sie sollen Gott bitten, daß er ihnen den Weg zurück zeige . . . in das Land, in die Wiesen der Kindheit.

Und ich weiß eine Wiese. Aber diesmal eine „ganz richtige“ Wiese. Mit grünem Gras, das Ziegen und Kühe fressen können. Wo man drinliegen kann, weich, kühl, am Morgen und am Abend. Wo das Haus und der Hof zu Ende ist, da fängt sie an. Nach dem Hof zu ist eine Mauer, an der zweiten Seite ist eine Hecke, an der dritten ein Feldrain, an der vierten unten quer ein Graben. Da ist manchmal Wasser drin, manchmal nicht. Man kann da liegen und träumen, man kann denken: alles gehört mir, dies ist mein Land; ich habe zu sagen über das Zickelämmchen, das da rumspringt, über die Frösche im Graben und über alle Butterblumen. Bloß über die Schmetterlinge nicht.

Es ist eine unglaubliche Schönheit: das weite, flache Grün und alle die gelben, lichtgelben Flecke darin, Butterblumen und Sternblumen. Die Sternblumen hat Mutter so gern, sie hat mir oft davon ein Bukett gemacht. Von den Butterblumenstengeln aber kann man lange Ketten machen: das tut „Ischen“ so gern, wenn sie mit dabei ist. Aber heute ist sie nicht mit.

Wenn man den Kopf flach, seitlich ins Gras legt und mit den Augen über die Wiese guckt — da sieht man erst: wie groß sie ist. Da ist sie eigentlich ohne Ende.

Über die Mauer gucken grüne Büsche mit ein paar Hängezweigen. Da ist fremdes Land. Aber hineinschauen möchte ich mal gern.

\* \* \*

Weit, weit, wo der Graben ist, da ist die Grenze meines Landes. Wenn ich stehe oder in den Knien sitze, kann ich so weit sehen. Man muß sehr lange laufen bis dahin. Wenn das Zickelämmchen kommt und stoßen will mit dem Kopf und den Hornstümpfen — tief den Kopf, als wollte es mich — wuppdi! — aufspießen mit den Hörnern, die es noch nicht hat — dann fangen wir wohl an zu laufen. Wir sausen wie ein stampfendes Reiterheer über die Wiese hin. Atemlos mit fliegendem Haar, immer weiter, immer weiter, schnell, schnell, rette sich wer kann vorm galoppieren-

den Zickeln. Endlich, da der Graben: rutsch hinein. Das Zickelamm aber im Satz darüber weg und steht auf der anderen Seite des Grabens. Es guckt sich verwundert um und schreit: „Bäbäh!“ Vorsichtig krabbelt es durch den Graben zurück. Und nun — noch einmal: im Galopp, hurra! durch unser Reich. Und kurz vor der Mauer wird noch zur Not gebremst, sonst wehe dem Schädel!

Man kann auf die Hecken klettern (wo der Garten dahinter ist) — besonders wenn Mama es nicht sieht, die weiter hinten in der Wiese kniet und mit der Sichel Gras schneidet. Man kann von oben weiter sehen als unten in der Wiese . . . ganz weit. Ich sehe bis hinten an den Wald und daran vorbei, bis dahin, wo das Land grau wird und wo man nicht mehr sieht, was da ist. Und da kommt das Sinnen, das Rätsel tut sich kund und sagt: Mich kennt niemand. Und die Seele fragt: Wo bist du? Wer bist du? Was ist dahinten? Ach, ich möchte so gerne wissen, was dahinten ist . . . ?

Junge, willst du wohl von der Hecke runter, du reißt dir ja die ganze Hose kaputt. Rrritsch, runter — alles weg, alle Rätsel, und wupp, sitze ich im Gras. Ich gucke nach allen Seiten. Da — ich entdecke was: man kann durch die Hecke sehen, da ist ein Loch ganz unten, nah an der Erde! Ich lege mich daran, lege den Kopf seitlich aufs Gras und gucke durch — wie das komisch aussieht da hinter den Hecken. Ich gucke so in die Blumen rein, die da an der Hecke lang stehen . . . Wie Bäume stehen die Tulpen da und Hyazinthen wie richtige Bäume. Ich möchte mal durchlangen und einen rausreißen. Die Hand zuckt . . . aber sie wagt es nicht, Mama guckt manchmal her.

\* \* \*

Lang liegen im Gras, auf dem Rücken und in den Himmel sehen. Da ist eine Wolke, weiß, wie ein Schlaglaken groß, das der Fuhrmann übern Wagen spannt. Langsam fährt sie. Und man sieht nicht, wer sie fährt. Nichts zieht, nichts schiebt an ihr. Aber immer weiter

fährt sie, immer weiter, mein Auge mit. Bis sie hinterm Hausdach verschwindet.

Wo das wohl ist, der Himmel? Es muß doch ganz unmöglich sein, in den Himmel zu kommen. — Wie soll man da hinaufkommen?

Mit Pferd und Wagen — wie Elias? Die Geschichte kann man nicht mehr glauben. Und da oben die blaue Decke? Und was ist da drüber? Und wenn da noch was drüber ist (da muß was sein): Was ist denn da drüber? Und noch höher, was ist da? Und ist es da zu Ende? Und wenn's zu Ende ist, was kommt dann? Wer weiß das? Ich will's wissen: hat das kein Ende? Kein Ende? Immer weiter? Hört das nie auf? Und da rast mein Hirn. Rast durch alle Weltweiten — und merkt zuletzt, ich liege auf der Wiese und komme doch nicht weiter. Das ist oft zum wahnsinnig werden.

An meinen Haaren schnuppert was. Wieder das Zickelämmchen. Und eine Stimme sagt: Wir wollen nun nach Haus gehen. Ich sehe mich um, mit wirren Augen und wirren Gedanken. Mutter steht da mit einem großen Korb voll frischen Grases. Die Sichel oben drin. Und langsam fange ich an zu begreifen. War das heute alles mein — das heimliche Königtum? Oder entglitt es mir schon? Mir deucht, ich war schon früher hier und war oft nicht da. Und doch ist die Wiese ein Erlebnis, von früh an, da ich als Kind spielte mit Zicklein und Blumen, bis jetzt, da ich aufstehe und Mutter schon bis an die Schulter reiche. Wer weiß, wann alles war? Ich überschau mein Land. Das grüne Königreich. Und all die vielen gelben Blumen darin wie lauter kleine Inseln im grünen Meer.

Nun gehen wir: Mutter mit dem Korb, ich mit dem Zickelämmchen am Strick. An der Mauerecke steh' ich nochmal still und blicke zurück auf die große, grüne Wiese.

## Vor dem Spiegel.

Es war keine Eitelkeit, wenn ich als Kind manchmal mich vor den Spiegel stellte. Es reizte mich, und ich sah mich an; genau, ich versuchte mir jeden Zug, jede Eigentümlichkeit meines Gesichtes einzuprägen; und wenn ich glaubte, es sei nun genug, und ich kannte mein Gesicht auswendig, und wenn ich dann fortging vom Spiegel, dann — kannte ich mich nicht mehr.

Dies war unendlich quälend. Es war ein furchtbares Ringen: wissen zu wollen, wie ich selber aussähe. Und daß es mir nie gelang, dies ganz zu wissen, hinderte mich nicht, es immer wieder zu versuchen. Und eigentlich empfand ich mich als etwas Unangenehmes, ausgenommen in den stillen Träumerstunden, wo ich ganz glücklich war, und in den erregten hoffenden Augenblicken, wo ich mich für etwas Außergewöhnliches hielt, für einen verwünschten Prinzen oder für den, den Gott sich vorbehalten habe, seine großen Dinge zu tun. Und immer wieder, in einsamen Augenblicken, wenn mich niemand sah, zog es mich instinktiv nach dem Spiegel, wie andere nach einem großen Erlebnis oder nach dem Schicksal.

Und dann stand ich oft vor mir und sah mich an wie einen ganz Fremden. Und in Wirklichkeit war ich mir auch fremd, ganz fremd. Danach, wenn ich auf die Straße ging, dachte ich mir: wenn du dich doch sehen könntest, wenn du dir jetzt selbst entgegenkämeest und vor dir stehen bliebst und dich ansähest. Wenn das ginge! Und ich konnte es doch nicht. Das hatte zur Folge, daß ich mich beargwöhnte. Daß ich anfing, mich für häßlich oder komisch zu halten; für einen Menschen, an dem alle anderen viel auszufehen haben würden. Ich fand keinen Ausgleich zwischen mir und den anderen. Natürlich: vom Spiegelgucken allein kam's nicht. Wesentlich war auch das Gefühl

der Einsamkeit, das ich als Kind immer hatte. So war ich denn bald ein ganz schüchternes Kind und blieb es, ein Kind, das nur ein Minimum an Selbstvertrauen hatte.

Und doch kamen mir dann immer wieder die anderen Stimmungen dazwischen, wo ich dachte, hoffte, glaubte, daß ich ein schöner Mensch sei; wenigstens so schön wie die anderen. Und daß doch eigentlich die Mädchen Ursache hätten, mich zu beachten. Doch dauerten solche Stimmungen nicht allzulange. Und der Spiegel half da nicht; vor ihm war ich mir fremd; da wußte ich mit meinem eigenen Gesicht nichts anzufangen; wußte nicht, ob es schön oder häßlich sei.

Und so erfuhr ich nie die Wahrheit über mich (was ja auch für jeden Menschen schwer ist), und so kam ich mir nie entgegen. Und so hielt ich es für ratsam, die Menschen nach Möglichkeit zu meiden; vor allem den Lehrern schon von ferne aus dem Wege zu gehen und mich im Vergleich zu den anderen für komisch und unbedeutend zu halten. (Daß ich bei dieser Seelenstimmung in der Schule von den Klassengenossen kaum gehänselt wurde, ist eigentlich sonderbar; gerade wegen meiner Verschlossenheit.) Jedenfalls war ich mir nicht klar darüber, ob mein jeweiliges Tun „richtig“ oder „falsch“ war.

In den ganz stillen Momenten, wo ich wohl saß und nachdachte, ganz heiß, heftig, wenn auch sprunghaft nachdachte über mich selbst, ach, auch da kam ich nie über zuckende vage Hoffnungen hinaus. Und diese zuckenden Hoffnungen waren das Blißscheinen meiner Seele, die in ihren Tiefen das Gefühl hatte, daß sie nicht ganz zweck- und ziellos sei, daß ihr irgendeine Bedeutung innewohnen müsse, und daß irgendwo es sich zeigen werde, wer ich sei. Daß ich das eben selbst noch nicht wußte, das schadete nichts. Und hier war ich nicht ganz so tief Kind, wie viele Kinder, die von sich nichts wissen und nur sind; hier war der Anfang des Grübelns, das über die Welt hinaus will, — die Quelle aller Sehnsucht.

## Sehnsucht nach dem Schicksal.

Wie durch das Leben aller Erwachsenen, die irgend eine bestimmte Entwicklungstendenz haben, eine allmählich erstarkende, im Wesen aber sich gleich bleibende Linie geht oder eine bestimmte Melodie, in Variationen meinetwegen — aber doch eine Melodie — so auch im Leben des Kindes schon . . . Und welches könnte die Melodie eines einsamen Kindes sein, wenn nicht — — Sehnsucht?

Und zwar sowohl Sehnsucht nach der Vielfältigkeit des Lebens, als Sehnsucht nach Schönheit, Schönheit der Menschengemeinsamkeit als der Menschen Einsamkeit wiederum, oder der einsamen Landschaften und verträumten Stunden. Also sowohl Sehnsucht aus der Einsamkeit heraus als in eine neue andere Einsamkeit hinein.

So war's mit der Sehnsucht meiner Kinderjahre — nach dem Schicksal. — Die hat mich immer wieder gehabt, bis in mein Mannesalter. Ich war schüchtern als Kind, ziemlich verschlossen, und trug mein Herz gewiß nicht auf den Händen. Aber ich hatte Spielkameraden, wenn auch nicht viele . . . Und da waren Spiele in den Abenddämmerungen des Frühlings oder des Herbstes, auf den Straßen, in den dunklen Höfen, auf den alten Plätzen und in den Scheunen der Nachbarschaft so schön. Aber es kam doch immer die Sehnsucht nach Neuem! Ich träumte von Möglichkeiten, wie man die Kameraden organisieren könne zu einem kleinen Heer, mit dem man im Walde Krieg oder Indianer spielen könne. Mit Holzsäbeln und Papierhelmen. Dann aber fehlte mir, wie meinem engsten Freunde Wilhelm, die Kraft der Initiative zum ersten Eingreifen und Aufschwingen. — Waren aber doch mit Eifer dabei, als andere eines Tages die Sache machten und uns dazu zogen. Das waren aufregende Stunden im Walde in den Tannen, auf Schleichwegen, im Moos, in den Schluchten, im dichten Buschwerk.



Und dann kamen wieder Tage, wo ich wieder einsam war und sehnsüchtig saß. — In der Stube oder vorm Hause auf der grünen Bank — und las. Oder ich lag im Gras und träumte, phantasierte — Schicksale. — Das war aber mehr als Reminiszenzen aus Märchen und Indianergeschichten. Es war die in jedem Träumer liegende (und auch heute noch in mir liegende) Sehnsucht nach dem, was ich nicht hatte: der Tat! Ich brauchte, wenn ich mir ausmalte, was ich gern unternehmen möchte, gar nicht immer die Erinnerung an Gelesenes. Ich malte es mir auf Grund von Dingen und Ortlichkeiten aus. Oder auf Grund von Vorkommnissen. Ich hatte zeitweilig ein großes Verlangen nach Pferden, Hunden, Eseln und wußte, ich kriegte die Tiere nie. Ich wollte so gern reiten lernen; wenn auch nur auf einem Esel. — Ich malte mir aus, wie ich fortreiten würde von Haus und nach irgend welchen Abenteuern zurückkehren. Und dann war dabei das Wiederkommen doch vielleicht noch wichtiger als das Abenteuer? War's die Sehnsucht nach Sensation, wie ich angestaunt werden würde, wenn ich vor meines Vaters Haus vorritt?

Ich überlegte, daß man aus den Gitterstäben mancher eisernen Gartenzäune wunderschöne Lanzen machen könnte, und wußte nur nicht, wie man solche einzelnen Eisenstangen kriegen könnte. Ich überlegte, daß mein Vater mir doch eigentlich aus seinem Lederzeug die Riemen machen könnte, die man zum Anhängen und Anbinden der Waffen und der Rüstung nötig hat. — Ich fand aber nicht den Mut, ihn darum zu bitten. —

Und wenn ich dann merkte, mir kam nichts, keine Rüstung, kein Säbel, — — dann malte ich mir erst recht Heldentaten aus, dann träumte ich, man sähe mir bloß nicht an, was alles in mir sei. Ich war sehr fest davon überzeugt, daß ich ein sehr guter Ketter, ein erster Kämpfer mit Lanze und Degen werden würde, ein guter Schütze, wenn ich nur jemand fände, der mich anlernte. Daß alle Sehnsüchte meiner Kindheit unerfüllt blieben, wodurch war es erträglich? Daß das Leben der Tage, das All-

tagsleben, das Leben der Schule nebenher ging. Und doch spielten Beziehungen hin und wieder. Zwischen Traum und Wahrheit. — Eine Prügelei, die mein Freund Willi und ich mit „Feinden“ zu „bestehen“ hatten, und die wir siegreich ausgefochten, wurde nachher in unserer Erinnerung zur ausgeschmückten Erzählung, zum Mythos.

So war all das die Sehnsucht nach Leben, nach Schicksal. Und sie war vielartig. Jedenfalls aus einem ganz richtigen Gefühl heraus, daß mein Traumleben nicht starkes Erleben sei, Lasterleben — — — Und die Sehnsucht nach dem Schicksal hat mich nie verlassen.

---

## Bilder - Wolken - Ferne.

Dies aber will ich noch dahin gestellt sein lassen, welche Welt größer sei, die kleine des Kindes oder die große des Erwachsenen. Ich habe doch als Kind dieselben Dinge, Straßen, Häuser, Plätze, Wiesen, Felder, Gärten, Wälder, Höfe, Bodenräume gesehen, wie später als Erwachsener. Aber ich sah alles zu seiner Zeit . . . In meinem Bewußtsein war es noch nicht alles so nebeneinander. Aber an und in jedem einzelnen sah ich meist mehr als je ein Erwachsener dran sah. — Oder war dem Erwachsenen (mir, als ich heimkam) seine Illusion weg? Uns gehört zum Kindlichsein dies: die Illusion und schöne Dinge nötig haben. Das Kind lebt noch in seiner Welt. Und es ist ihm seine Welt. Soll ich nicht eher sagen, der Erwachsene hat seine Kindheit nicht mehr, darum ist ihm alles desillusioniert — entseelt. O, ich weiß wohl die Enttäuschungen, die einen packen, wenn man „wiederkommt“ „nach Hause“ und es ist alles so anders geworden. Die Wiese ist so klein geworden, die doch vordem ein Reich war. Und die bröcklige Mauer, die den Garten nach der Straße abschließt, hat ganz gewiß nichts mit starken Burgmauern zu tun. Ein kräftiger Mann könnte sie teilweise und mit ein paar kräftigen Rücken umschmelzen. Die Höfe mit den Holzhausen und Aschenhümpeln, den Brettern und dem Eisengerümpel sind doch recht dreckig . . .

Nun, dies ist die Zeit der Heimkehr, die mir kam, als ich heimkam, ja, da war so viele Schönheit vergangen. Aber heute, da ich wieder gelernt habe, Kind zu sein, ist mir auch die Schönheit der Kindheit wieder gekommen. Nun ist mir auch alle Erinnerung nicht mehr Erinnerung sondern Gegenwart. — Nur ein bißchen Mitempfinden tut uns not. Dann hat man zu allem bald die Einstellung und die Psychologie. Die psychologische Versenkung ist alles; Er-

kenntnis und Kriterium. So kann man auch das Kind erleben, und sich selbst zweck- und ziellos anschauen und sich versenken. Dies ist der befruchtende Blick, vor dem alles anfängt zu blühen. —

Aber — über das Daseiende an Menschen und Dingen gehen immer noch der meisten Kinder Blicke hinaus. Und in den stillsten Stunden meiner Kindheit war die Welt um mich mir noch nicht genug: der Blick ging suchen: darüber hinaus. Zu denen, die bald die ganz Vertrauten der Seele waren: in die Bilder, in die Wolken, in die Ferne.

Wenn ich zurückdenke, wie aus Nebeln kommt mein Blick da hoch in meiner Kindheit und betrachtet Menschen und Dinge. Es ist so mancherlei da, das gesehen und übersehen wird. Viel wird geliebt: die Mutter, die Miesekatze, ein Piepvogel am Fenster und ein kleines Mädchen, mit dem ich spielte: meine Braut. Da sind manchmal Frauen, die mit Mama sprechen und darüber lachen, daß ich noch oft den Zeigefinger in den Mund stecke, um daran zu lutschen. Vor dem Hause ist der glückliche Hof, auf dem ich manchmal als ganz kleiner Junge hinsiel auf einen spitzen Stein und mir ein Loch in die Stirn fiel.

Aber das Darüberwegsehen hat mein Blick mitgebracht aus der Nebeltiefe. Die Sehnsucht nach dem, was dahinter ist. Die Sehnsucht, die nicht weiß, was . . .

Wenn ich zurück denke, soweit mir meine frühesten Blicke noch in Erinnerung sind — da waren Bilder an den Wänden unserer Sonntagsstube. Ein Schuhmacher-Bild z. B. wo Männer in blauen Schürzen an einem Schustertisch saßen. So war's in unserer Werkstube auch. Da waren auch solche Tische, da standen auch so Stiefel und Leisten rum, da hingen auch so Glaskugeln, wie Vater sie auf der Werkstatt hatte. Der Mann auf dem Bild sah anders aus wie Vater, und dann manchmal, wenn ich ihn mir besah, konnte ich so fühlen, als sei es Vater, nur daß dann alles auf dem Bilde etwas mir Fernes war. Von Mutter lernte ich dann noch einen Vers, der gehörte eigent-

lich wohl nicht zum Bilde mit, aber sie sagte ihn mir mehrere Male, als wir das Bild besahen:

Hans Sachs war ein Schuhmacher und Poet dazu.

Das verstand ich nicht, dennoch kam bald die Zeit, daß ich mir etwas dabei dachte. Aber ich weiß nicht mehr, in welchem Alter ich den Vers zuerst hörte. — Danach war ich dann mit dem Bild fertig. Es war, glaub' ich, sehr nüchtern. Es wurde wohl noch manchmal hingesehen (es hing bis zu Vaters Tode an der Stelle), aber es spielte keine Rolle mehr. Das taten aber dann andere Dinge. Da konnte man lange stehen, sitzen, studieren, linieren, verfolgen, immer weiter, wie sich alles fügte: — oder in Angst: ob sich alles fügen und finden würde — bis man sich darin verlor, rettungslos verlor in dem Linien- und Figurengewirr, und man sich in wahnsinniger Angst doch zurückfinden wollte —, oder bis einen zuletzt ein Grauen durchfuhr: aus den Tapeten starrten Gesichter und Gestalten hervor. — In unserer kleinen Kammer, wo wir Jungens schliefen, da waren keine Tapeten, da waren getünchte Wände, die hatten Risse. Die besah ich wohl morgens vorm Aufstehen. Und da hatte ich denn auch wieder oft das Erschrecken, wenn ich Gesichter und Fragen in den Ritzen sah. — Aber es war alles noch nicht das, was mein Blick suchte, der aus den Nebeln aufgetaucht war . . . Und die erste Erfüllung fand ich in den Büchern, Bilderbüchern.

Ein Bilderbuch habe ich gehabt, ich müßt's noch haben, das tat Wunder. Es ist nachher vergessen worden, verlorengegangen, ohne überwunden zu sein. Es ist verlegt worden, von Neuem verdrängt, aber überwunden haben es meine Augen nicht. Noch heute nicht. Ich entsinne mich eines Dorfbildes: Acker, Wiesen, ein Bauer der eggt, Häuser, ein Zaun, Enten, Gänse, eine Kirche, Ziegeldächer, knallig rot, und Frühlingsbäume. Dazwischen eine neue Welt, eine reine Welt. Und in meiner jungen Seele war Freude, wie ein Wiedererkennen, wie ein Wiederkommen in die Heimat. Und ich habe oft in stillen Minuten des

Beschauens gedacht . . . : dahin möchte ich . . . und doch gleich hinzu gefühlt: dahin komme ich nicht. Mein Gefühl trennte Bild und Wirklichkeit. Ich glaube sicher, es werden ganz schauerhaft gemachte Bilder gewesen sein. Und doch . . .

Und eines Tages kam ich dahinter, welche Schätze mein Bruder Fritz hatte. Die Schätze verwahrte mein Vater im Kleiderschrank unter der Zylinderschachtel. Fritz ging damals schon in die Selektta und lernte da neben sehr vielem andern auch „malen“ (zeichnen). Ganz furchtbar hatte ich da gestaunt, als Vater mal den ganzen Krempel (wie gesagt: Schätze waren es), an einem Sonntag Morgen aus dem Kleiderschrank holte und zum allgemeinen Befehen auf den Tisch legte, das hatte ich ja noch garnicht gewußt. Ich hätte allein damit sitzen und alles genau besehen mögen. Und ich tat es dann auch Wochen, Monate lang. Wenns niemand merkte, holte ich die Blätter aus dem Schrank. Und eines Tages fing ich selbst an zu „malen“, zeichnen. Peinlich, genau, sklavisch machte ich eine Zeichnung nach: eine Schneelandschaft mit einem Haus, ein Hof davor, eine Mauer an der Seite, eine Pumpe und ein Paar Sträucher. Damals wollte ich Maler werden. Die Zeichnung gefiel mir sehr, als sie fertig war. Ich glaubte, ich würde gut zeichnen lernen. Wenn nur die Schule nicht gewesen wäre. Von der lernte ich das eine (und gründlich), daß ich nicht zeichnen konnte. Obs richtig war, weiß ich nicht, ich denke oft nein. Ich hätte jedenfalls so unendlich gern Bilder malen gelernt. Damals erschien mir nichts erstrebenswerter als das. Aber in der Schule gabs weiter nichts zu malen als Rechtecke, Quadrate, Sechsecke, Achtecke mit Bändern usw. darin. Und zu Hause war niemand, den man um etwas Rat fragen konnte. Und schließlich kam ich dahinter: das Nur-Ansehen sei ja auch schön, und ich entdeckte neue Schönheiten in Bildern, Büchern. —

Das Befehen der Bilder auf den Päckchen „Gesundheitskaffee“ war schon lange nebenhergegangen. Dann waren da noch Bilder in Mutters Koffer, Glanzbilder, die hatte Tante Marie mal aus Berlin geschickt für uns Kinder;

aber die Eltern hatten gemeint, es sei nicht nötig, daß wir die Bilder gleich in die Finger kriegten und taten sie in den Koffer. Da wurden nun alle Geburtstage, alle Weihnachten, ein paar herausgeholt. Oder wir durften an sehr glücklichen Tagen mit allen Bildern spielen, sie alle ansehen: danach aber wanderten sie wieder in den Koffer.

Aber nein, es war etwas da: ein Märchenbuch mit Bildern, farblos, (Bechsteins Märchen mit Bildern von Ludwig Richter). Man konnte da viel hinzudenken, weil so wenig gemalt war. Und doch fehlte einem noch viel an den Bildern. Aber das wußte man kaum oder garnicht; denn schließlich waren sie in einem Märchenbuch, das man las, das man sich erzählen ließ. Da war das Märchen von den zwei kugelrunden Müllern, das ich so gerne hatte; ich sah mir auch die Bilder an; aber es blieb Bild, nicht Erlebnis. — Das Erlebnis sah anders aus. Tante Luise's Märchenbuch mit bunten Bildern kam dem näher. Nur lag dies Märchenbuch stets in Tante's Schrank verschlossen; das war ihr Befehl (sie wohnte nicht bei uns, sie hatte nur ihre Möbel bei uns stehen): daß dies Buch nicht unser sei, sondern ihr Eigentum bleiben sollte. Und in ganz seltenen Stunden duldet die Mutter, daß wir das Buch lasen. Aber dann überwachte sie uns ängstlich, daß wir's nicht schmutzig machten. In diesem Buch nun war ein Bild: zwei Kinder im Wald und ein Wolf. Das hab ich viel ansehen müssen: fast so lange, wie jenes Frühlingsbild im Bilderbuch, von dem ich oben erzählte.

Es kommt aber noch schöner. Eines Tages hatte Mutter neue Zugrouleaus an die Fenster gemacht. Und als wir nun abends in der Stube saßen und die Zugrouleaus herunter gelassen wurden, sprang ich auf und starrte sie an; dann mußte ich vor Entzücken lachen. So was hatte ich noch nie gesehen. Rouleaus mit Gemälden darauf, und was für Gemälde! Solche Farbenpracht hatte ich noch nicht gesehen.

Auf dem einen war in der Mitte ein Berg mit einer Burg; Wälder ringsum. Im Tal und den Berg 'rauf reiten Ritter; in voller Rüstung: Lanzen, Sporen, Visier.

Und oben die Zinnen und darüber blauer Himmel. Und das andere Gemälde: ein See in der Mitte, mit Büschen, Schilf, Wald rundum. Ein Kahn auf dem Wasser. Zwei Menschen darin. Aber so: Überschau über die Bilder hatte ich noch nicht — das ganze überwältigte mich noch; ich verlor mich in dem allen. Und blieb in Einzelheiten stehen und staunte.

Ich habe oft an Tagen allein geseffen, die Rouleaus heruntergelassen, besonders gegen Abend, wenn die Sonne noch etwas schien, so daß das Licht hinter den bunten Rouleaus war. Damals fing ich wohl an zu dichten, nicht mit Worten, nur mit der Seele. Die Geschichten, die diese Bilder erzählten, lebte ich, indem ich schaute. Wenn ich dann zurück mußte aus dem Bild: es war wie ein Herausgezerrtwerden aus einer glücklichen Umgebung. Die Rouleaus gingen hoch, und es ist Sonne und Wirklichkeit um dich. —

Es ist alles nur ein Symbol. Bilder besehen kann nie der Sehnsucht genügen. Wir können doch nichts dagegen machen, daß der Blick doch immer mal wieder über die Welt weg will. Aber so innerlich verträumt ich war, ein Verächter des Seienden war ich als Kind nicht. Ich war nur einsam, und das war mein Geheimnis. — Sehnsucht und Wirklichkeit, die beiden Angeln des Lebens. Eines nichts ohne das andere.

Ich möchte die Bilderbücher von damals noch haben, und die Rouleaus meiner Mutter; es ist sicher nicht viel „Kunst“ dabei gewesen. Aber wir Kinder haben was daraus gemacht. Und dann die Bilder, die wir selber machten, (nicht in der Schule) — o, das war doch was. Nur nicht so viel von Kunst reden. Hauptsache doch, daß es so fein war. Und wer kann sagen, ob nicht die Nationalgalerie mit damals viel langweiliger gewesen wäre, als diese gewiß schlechten Bilder, die mich so entzückten.

Die Welt hinter den Worten aber entdeckte ich erst später. —

Das waren alles Bilder, die von Menschen gemacht waren. Ich dachte oft darüber nach, wie die Leute sie auf Papier brachten (oder auf Leinen). Wie diese Farben



auf Rouleaus gemacht würden, daß diese Bilder daständen. Aber das erfuhr ich nie. Das sagte mir niemand. Ich glaube, daß Kinder oft solches Wissensinteresse haben, so daß aus ihren entlegensten Träumen immer wieder der Weg in die Welt der Sachen und Tatsachen zurückkehrt. Und weil ich merkte, auf solche Fragen kriegte ich ungenügende Antworten, fragte ich bald nicht mehr; und blieb beim Austräumen meiner Bilder.

Daneben aber hatte ich eine Entdeckung gemacht. Sie war nicht weniger schön als die Bilder. Ich hatte den Himmel entdeckt. Wann zum ersten Male, d. h. wann zum ersten Male als Erlebnis, das weiß ich nicht mehr.

Aber das Staunen über die Tiefe des Himmels hat Jahre gedauert. Ganz einfach der klare, wolkenlose Himmel konnte mich lange fesseln. Und da in meiner Heimat die bewölkten Himmel (die mehr oder minder bewölkten Himmel) in der Mehrzahl sind, fand ich bald die Wunder am Himmel. Ich konnte an Sommertagen lange sitzen und den kleinen, weißen Wolken zusehen. Dann hatte ich ein Gefühl, als führe ich mit; als glitte auch ich; oder als müßte man sich eigentlich darauf setzen. Denn dick genug waren sie dazu. Die Regenwolken, die manchmal im Westen schwarz hochkamen, interessierten mich wenig. Nur wenn sie Formen hatten, aus denen meine Phantasie etwas machen konnte: Riesenstiere oder Riesenmenschen . . . Dann sah ich sie mir genauer an. Aber das Schönste waren die Abendwolken; die waren oft wie ganz feine seidene Gesichte. Das hab' ich damals nicht so gewußt, nur gefühlt. Heute weiß ich's auch.

Da lagen manchmal die Abendwolken wie ein weites, flaches Meer . . . rot, ganz rot. Manchmal war es auch noch anders, dann war der ganze Abendhimmel ein großes gelbes Meer mit vielen weißen, schwärzlichen, langgestreiften Inseln darin, oder Polarlandschaft: Meer, weißgelb mit Eisflächen dazwischen. Und irgend was Gestalthaftes immer dazwischen: Tiere, oder ganz unbekannte Wesen. Und über und in allen Meeren und Inseln die Ein-

samkeit. — Oder man sah dunkle Landschaften, Länder in Umhüllung im Vordergrund. Man sah nicht in sie hinein, sondern über sie hinweg in den helleren Hintergrund, der rosablau sich dahinter auftrat: Das Meer, wieder das Meer. Das Meer. — Oder es standen Gebirge im Abend blauschwarz unten, heller werdend; in der Mitte rötlich schimmernd; oben weiß und rosa; mit gezacktschwarzem Schatten dazwischen und ganz hellen Gletschern. „Die Alpen“ sagte ich wohl; aber es sagte doch längst nicht alles. Da ging ich oft spazieren; ich ging dahin in die Gebirge, bis über die Höhen, um zu sehen, was dahinter war. Und sah es beinahe — so versunken stand ich da.

Wenn ich von meinen Wolkenwanderungen zurückkam, hatte ich oft den blinden Blick des Verzückten. Und dann dauerte es noch eine Weile, bis ich mich wiederfand.

Und dann waren manchmal noch die gelben Abendwolken; die ganz langgestreiften, horizontalgestreiften, die leichten, sinnlosen, unbildhaften gelben Wolken, dünn und nichts sagend; eigentlich zwecklos. Sie strahlten eine sonderbare, gelbe, traurige Stimmung aus über die Wege, Gärten und Straßen. — — —

Die „Ferne“ aber war noch rätselhafter. Rätselhafter noch als die Wolken, die man sah. Die Ferne sah man nicht. Man sah dahinter nur die grauen Schleier. Was sonst da war, konnte man nur ahnen. Oder sich denken. Aber zurück dachte ich mir nicht dabei. Meine Fähigkeit, dinglich, realistisch zu phantastieren, war nicht groß genug. Ich war vielmehr Phantast des Gefühls. Ich brauchte gar nicht immer die ganze Dinglichkeit, um groß zu fühlen. Ich gehörte zu den Intuitiven des Gefühls. Denn ganz leises Ahnen, ganz zarte Andeutungen zu Exaltationen des Gefühls genügten.

So habe ich oft vor der Ferne gesehnen und geträumt von den Wundern, die ich nicht sah, aber sehr ersehnte und als „schön“, wunderschön fühlte. Das war die Zweck- und Ziellosigkeit des Sehens, wie sie immer in innerlichen religiösen Menschen ist.

## K i n d e r - G l o c k e n - N ä c h t e .

Kinder standen da auf den Wällen der ehemals befestigten Kleinstadt und sahen in die Ebene gegen Norden und Westen hinaus. Der Nachmittag wollte sich schon in die Dämmerung neigen. Und der Himmel ward rot. Die winterlichen Felder lagen von einem leichten Frost überhaucht. Sie hatten gespielt — Soldatenspiele — und standen jetzt nur so, mit den Händen in den Taschen und sprachen zusammen. Und das war jetzt öfter als früher so, daß sie nach dem Spiele noch zusammen sprachen und nachdenklich standen und in die Ferne schauten, fast wie wartend, ob da hinten sich ein Bild, ein Ton wolle hervorbringen aus dem Grau. Denn das hatte diese Zeit so mit sich gebracht: ein Nachdenkliches auch in die schnell vorbeihuschenden Gedanken der Kinder . . .

Mein Vater liegt in der Champagne, sagte einer, er schreibt, daß sie bei dem nassen Wetter bis fast an den Leib im Wasser lagen . . . Mit dem Frost ist's was besser geworden; aber sie halten durch, schreibt er . . .

Meiner hat geschrieben, wie sie neulich ein paar Tage mit Granaten beschossen wurden; er hat Glück gehabt, er hat nichts mitgekriegt; aber er schreibt, wie seine Nebenmänner gefallen sind, einer gleich tot, einer tödlich verwundet, beide von einem Granatstück; er sagt, es sei fürchterlich, aber hinterher, wenn es still würde, am Abend oder in der Nacht, unter den Sternen, oder wenn sie ein bißchen schlafen könnten, sei ihnen oft, als wäre alles ein Traum gewesen. — Mein Bruder war auf'm Unterseeboot, sagte ein dritter, wir haben seit vier Monaten nichts gehört, Mutter meint, das Boot könne wohl verloren gegangen sein . . . Da kommt er wohl nicht wieder . . .

Noch einer erzählte: Ich höre manchmal des Nachts meine Mutter weinen. Aber ich lasse mir nichts merken, ich schlafe auch hinterher wieder ein . . .

Warum weint sie denn? fragte einer.

Mein ältester Bruder wird vermißt. Nun wissen wir nicht, ob er tot ist oder ob er noch lebt.

So erzählte jeder: vom Vater, vom Bruder, vom Vetter, vom Onkel, vom Freund des Vaters, des Bruders, und jeder etwas anderes. Jeder ein kleines Zipfelchen vom Leben des Krieges, von Märschen, von schöner Weihnachtsfeier in der Fremde, vom Leben in den Unterständen, vom Brüllen der Geschütze und von der Freude über ankommende Paketschen . . . Und da erzählten noch ein paar zuletzt ein paar kleine, fast belanglose Sachen, bei denen aber die meisten aufhorchten, als sei es etwas Besonderes. Der eine: wie die Soldaten in der Ablösungszeit im Etappengebiet mit den kleinen Kindern des feindlichen Landes spielten . . . Und einer: wie sein Vater einmal über den Klang einer Glocke eines Städtchens in Feindesland fast geweint hätte, weil ihm gedeut hätte, sie klänge so wie die Heimatglocke . . . Und ganz zuletzt einer: wie es sei, wenn man Posten stehe in den Nächten, wenn es still geworden sei, wenn sie alle schliefen und irgendwo, weiter weg, noch ein Haus niederbrenne . . . Daß er da wohl wissen möchte, was alle Soldaten da in den Nächten träumten, und was die Angehörigen zu Hause wohl träumten . . .?

Da war's gewesen, daß die Abendglocke anfing zu läuten, und da gingen sie alle, wie auf Verabredung, langsam in die Straßen der Stadt hinein . . . Und langsam löste sich einer nach dem andern ab vom Trupp und ging heim, so daß von dem ganzen Kinderhaufen nur noch ein paar übrig waren . . .

Die standen nun am Kirchplatz, nahe dem Turm, wie in Gedanken, schweigend, und fühlten das Rauschen und Dröhnen der Glocken über sich hinfluten und an sich niederrauschen, bis einer sagte: Wenn die da draußen abends oder am Sonntag hören könnten, wie zu Hause die Glocken läuten, ob sie sich dann wohl freuen würden . . .? Freuen würden sie sich schon, aber sie können's nicht hören.

Hier sagte ein schwächtiger, blasser Junge: Warum sollten sie es denn nicht hören?

Ach du, mach' keine Witze, wie sollten sie? Im nächsten Dorf ist das Läuten ja schon kaum mehr zu hören...

Aber der Blasse sagte es ganz ernst: Sie brauchten ja bloß dran zu denken, wann zu Hause die Glocken läuten, dann müßten sie's doch hören...

Einer lachte, aber ein anderer sagte: Das ist recht, sie könnten es dann wohl hören...

Aber, wie soll denn das...? wollte der eine noch fragen. Aber da legte ihm der andere die Hand auf den Arm, sagte: Pst! und zeigte mit der anderen Hand nach oben. Da schauten sie nun alle hinauf, gegen das Schalloch des Turmes, wo die Glockenschläge aus dunklem, engem Raum hervorquollen und sahen: Gestalten kamen da hervor, wie schwebende, menschliche Wesen, die glitten hinaus in den Abend; über die Stadt hin, aus der die Laternen, die Lichter ihren Schein emporwarfen... Und es erschien den Kindern, als ob die Gestalten eine Weile tiefer herabschwebten, als ob sie hineinfassten in das Helle, wie um eine Hand voll des Lichts mitzunehmen, ehe sie fernhin verschwanden...

Danach standen die Kinder eine Weile schweigend und schauten nur... bis das Läuten zu Ende war und keine Gestalten mehr hinausglitten. Da sanken ihre Blicke aus der Höhe herab, und sie sahen sich an. Sie sprachen zueinander: Was nun? und fühlten dabei: jeder hatte hinter der Frage noch einen ernststen Gedanken, den er nur noch nicht zu sagen wagte. Bis einer es aussprach: Wenn man ihnen nacheilen könnte...?

Und ein zweiter sagte: Ja — aber wie?

Und der dritte: Wenn man ihnen nur weit genug nachschauen könnte, wohin sie schweben...

Und der erste sprach: Man müßte schnell auf den Berg steigen... Aber, wenn wir oben sind, werden sie längst verschwunden sein.

Oder man müßte schnell auf den Turm steigen, sagte der zweite.

Das gefiel allen, und sie sprachen: Wollen wir? Und sie nickten einander zu. Dann gingen sie dem Turmeingang zu. Der Küster kam ihnen entgegen und fragte: Wohin? Aber das älteste der Kinder kannte ihn gut und sagte: Wir wollen schnell auf den Turm, wir haben etwas gesehen. Wir wollen keinen Unsinn machen, laß uns nur schnell hinauf. Da ließ sie der Küster hinauf . . .

Als sie oben hinkamen, sahen sie unter sich die Stadt, die dunklen Häuser mit den hellen Lichtern dazwischen. Und weiter hinaus sahen sie die Landschaft, die Ebene weit und verfließend, gegen Süden den Bergwald, den Fluß fernhin sich windend, und den Kirchturm des nächsten Dorfes. Von den Gestalten sahen sie nichts mehr; nur einmal, als sie angestrengt in die Ferne schauten, geschah es, als würde für einen Augenblick ein Vorhang zur Seite geschoben, so daß man noch ein wenig weiter sah, und da sahen sie, tief aufatmend und leicht erschauernd, im Schein von irgendwelchem Licht (vielleicht ferner Brände) das Geheimnis der Ferne, davon sie so oft nun gelesen hatten: die Räume, da der Krieg sich abspielte, und sahen vorbeiziehende Krieger und Kolonnen . . . Und dann war das verschwunden, und sie sahen nichts mehr. —

Was nun? sprachen sie wieder.

Noch ein wenig warten! Wenn die Gestalten von hier ausgegangen sind, kommen sie vielleicht auch wieder hierher zurück. Da sie aber schon müde wurden, setzten sie sich ein wenig nieder und fielen in Halbschlaf . . .

Dann waren Geräusche um sie; sie wußten nicht, wie lange sie so lagen. Sie sahen, wie die Gestalten, die sie hinausgeschweben sahen am Abend, zurückkehrten, eine nach der anderen. Da waren sie ganz still und sahen das an, wie sie alle nacheinander durchs Schalloch kamen und dann im Dunkel, das um sie stand, wie aufgelöst und in Nichts vergangen waren . . .

Bis einer von ihnen ins Dunkel fragte: Wer seid ihr?

Aber er bekam keine Antwort. Da stand er auf, trat nahe ans Schalloch und griff eine, die da gerade herankam (und das war die letzte), und fragte noch einmal: Wer bist du? — Da sprach die Gestalt: Laß mich! Ich bin müde.

Wir sind auch müde, sprach der Junge; aber wir haben hier immer gewartet auf euch, nun sag', wer ihr seid.

Das kann ich dir so schnell nicht sagen; ihr habt hier doch auch nichts zu suchen.

Warum nicht? sprach der Junge. Wir haben den Nachmittag Krieg gespielt. Und dann den Glocken zugehört und überlegt, ob unsere Väter und Brüder das Läuten hören würden, da sahen wir euch hinausfliegen. Nun sag', wo ihr gewesen seid . . .

Da sagte die Gestalt, und ihre Stimme war schön wie die eines Engels: Wenn es so ist, wie du sagst, will ich dir einiges sagen . . .

Es sind noch ein paar andere Kinder bei mir, sagte der Junge.

Die können mit zuhören . . .

Also ihr habt recht geraten, wenn ihr glaubtet, die da draußen für euch kämpfen, könnten die Glocken hören. Wir sind die Glockenboten, und wir schweben, wenn die Glocken bewegt werden, hinaus in den leuchtenden Morgen (aber dann sieht uns niemand) — oder in den Dämmerabend oder in die Nacht . . . Und wir finden sie alle, die nun schon so lange der Heimat fern sind. Und sie hören uns. Denn wir nehmen jedem etwas mit, der nur hören will; es weiß ja auch jeder die Stunden, wann hier der Küster läutet und uns aus dem Schlaf des Glockenschweigens weckt. Dann nehmen wir einen Traum, einen Glanz, ein Lichtlein der Heimat mit und legen es dort denen aufs Herz, die da hören wollen, oder die da träumen in den Nächten. Denn die Nächte — das wißt ihr ja — sind die Stunden der Träume, des Schlafes; da so vieles, was uns nahe war, vergessen wird: die Not, die Mühe —, und wo so vieles, das uns ferne war,

lebendig wird: ein Bild, ein Ton, ein Duft und die Erinnerung an das Schöne, das wir einmal sahen.

Ja, das ist wahr, sagte einer der Jungen, das sind die Nächte und die Träume.

Schön, sagte die Gestalt mit ihrer hellen Glockenstimme, ich bin müde, kommt morgen Abend wieder, dann will ich euch mitnehmen. Und nun laß meine Hand frei. Da ließ das Kind die Hand frei, und in dem Augenblick war die Gestalt in Nichts verflossen. Und die Jungen waren allein.

Am andern Tage war ihnen alles wie ein Traum. Und im Tun des Tages in der Schule vergaßen sie alles. Aber in der Dämmerung standen sie doch wieder auf dem Kirchplatz, als müßte das so sein; und da fiel ihnen das Erlebnis von gestern ein, und sie sagten: Wir wollen schon auf den Turm gehen, ehe der Küster anfängt, damit wir nicht zu spät kommen.

Als dann das Abendläuten begann, sahen sie nach dem ersten Schwingen der Glocke die Gestalten hinausfliegen über die Stadt.

Und dann geschah es, was sie erwartet hatten, und woran sie doch leise gezweifelt hatten: sie wurden an der Hand gefaßt von ein paar Gestalten, und da schwebten sie schon mit durch das Schalloch hinaus — die Sinne schwindelten ihnen ein wenig; es war ihnen, als fielen sie im Traum; aber dann sahen sie doch alles — wie sie über die Stadt schwebten, über das Feld, über das stille abendliche Deutschland hin, über die stillen Felder, Heiden, Ebenen, Wälder, Flüsse und Seen. Sie sahen unter sich manchmal die Lichter der Städte aufglühen, und dann zuletzt wurde ein Vorhang zur Seite geschoben (den Horizont nennen wir ihn), der war grau, und sie kamen hinaus in das fremde Land . . . Und zuletzt waren sie da . . . Und es war nun ein Schlachtfeld, darauf sie waren, und eine Schlacht war den Tag gewesen; es brannten noch in einigen Dörfern ringsum Häuser und Scheunen, aber sonst war es schon recht still. In Häusern



oder auch im Freien, fest eingehüllt, lagen Schlafende. Posten sahen sie ein paarmal schreiten. Sahen über das Feld hin dunkle Gestalten suchen nach Verwundeten — aber aus der Höhe sah das alles still und seltsam aus; bis die Gestalten, mit denen sie schwebten, sich niederließen, sich auf die schlafenden Gestalten neigten, und da sahen sie, sie legten jedem der Schlafenden etwas auf das Herz. Und das war ein süßer, lieber Heimattraum; und da wußten sie, das taten die Glockengestalten, damit alle die Krieger, die am Tag so mühevoll kämpften, in der Nacht nicht ohne ein Heimatgedenken seien.

Als sie danach heimwärts schwebten und noch ein paarmal zurückschauten, als dann hinter ihnen der Vorhang sich schloß, und sie über dem stillen Deutschland hinschwebten, war es ihnen noch mehr als vorher wie ein Traum. Sie waren auch wohl schon sehr müde; denn sie merkten gar nicht mehr, wie die Glockengestalten mit ihnen in die Stadt heimkamen, sie hinsetzten und ihnen nach Hause zu gehen befahlen.

Sie waren am andern Morgen nur ganz verwundert, und wußten nun kaum, ob es Wahrheit oder Traum gewesen sei.

Es muß aber doch Wahrheit gewesen sein, sagte der eine, der Blasse, am andern Tag in der Pause. Denn wir haben doch auf dem Platz gestanden und wissen doch, wie sie uns an der Hand nahmen und mit hinausführten. Wunderbar ist es zwar. Und die anderen fanden auch, daß er recht habe. Es sei zwar seltsam, aber doch Wahrheit.

Im Verlage Erich Matthes, Leipzig und Hartenstein i. E.  
erschien von Karl Röttger:

Zum Drama und Theater der Zukunft.  
Mit Einband und Bühnenbildern von Walter von Wesus.

Die fernen Inseln.  
Aus den Tagen der Kindheit. Prosa.

In Kürze erscheinen:  
Der Schmerz des Seins.  
Drei Novellen.

Da glühn die Lichter der Unendlichkeit.  
Gedichte.

Das letzte Gericht.  
Drama.

Sehnsucht und Schicksal.  
Kleine Epen in Versen.

## Aus den Stimmen der Presse über Karl Röttger.

1. Über das eben erschienene Werk „Zum Drama und Theater der Zukunft“ schreibt, vor Ausgabe des Buches an die Presse, Dr. Wilhelm Hermanns, Herausgeber der „Bühne“ an den Verfasser:

... Es enthält nichts, was nicht für jeden, der sich mit der Frage unserer Bühnen befaßt, anregend und interessant wäre, vieles, was nie in solcher Klarheit ausgesprochen wurde, und manches, was geradezu als dramaturgisches Ei des Kolumbus bezeichnet werden mußte ...

2. „Das deutsche Drama“ in einem Artikel über die Dramen Karl Röttgers:

... Röttger sucht das Drama der inneren Echtheit, das sich weder stofflich naturalistisch beschränkt, noch formal an Vorbilder des klassischen Dramas gebunden fühlt ... wichtig ist dem Dichter die Offenbarung seelischer Spannungen, die fast noch hinter den Worten sogar spürbar werden. Vor allen Dingen strebt Röttger an, die Helden seiner Bühnenwerke auch dort, wo sie leidend sind, als Täter erscheinen zu lassen, und das, glaube ich, ist sein Allerbestes ... Ganz Deutschland kann hier etwas lernen ... In dem Drama „Das letzte Gericht“, das von Strindberg'scher Herbeheit ist, ohne in Strindberg'scher Trostlosigkeit zu enden, wird der Ausgleich nach drüben verlegt. In sechs in sich abgeschlossenen Einaktern gehen Schicksal und Verwirrung an uns vorüber, die dann im letzten Akt, eben in jenem letzten Gericht, jenseits richtig gestellt werden. Das wird ganz überzeugend und ohne okkultistische Nuance gegeben. Hoffentlich erobert sich das außerordentlich wirksame Stück bald die Bühne.

3. „Die Bühne“ (in einem Karl Röttger gewidmeten Sonderheft):

... Es ist schon rein äußerlich fesselnd durch seinen Bau. Sechs Einakter, deren Menschen unter einem Ungeldstücken stehen, weisen auf den letzten: „Das letzte Gericht“, einen im Jenseits spielenden Einakter, in dem die Schicksale richtig gestellt und ausgeglichen werden. Es ist ein Weltanschauungsstück dieses Dichters, der einmal die Verse schrieb: „Alles steht in Ausgleich und Güte — Einmal blüht aus uns allen: die Blüte.“ — ... Man sieht, wie machtvoll und bühnenwirksam der Dichter schaut.

4. „Bergisch-märkische Zeitung“ in einem umfangreichen Aufsatz über Röttgers Dramenwerke:

Was also wesentlich ist in Röttgers Werk: die metaphysische

Idee als treibende Kraft. Und erschaut als überzeugende Wirklichkeit, als Bildhaftigkeit wird sie dramatische Bewegtheit. Die Handlung von innen. Die sich ergebende Handlung aus dem innersten Drange des Dichters, sich sprachlich entladen zu müssen in Rede und Gegenrede. In einem wertvollen Aufsatz „Vom Stil des Dramas“ (in dem Buch „Zum Drama und Theater der Zukunft“) sagt Röttger, daß es keinen universalen Dramenstil gibt — es schafft sich eben jedes Drama und zwar vor allem als Sprachgestaltung. Und es ist alsdann die Begeisterung, die Kraft, die Liebe, — die Dynamik des Lebenswillens (des Dichters), die im Werk entscheidend ist. Was ist Handlung? Vor allem inneres Erleben . . . Sehr wesentlich wird die Aufführung des „letzten Gerichts“ sein. Ich erwähnte schon den Zyklus der sechs Einakter, die alle die erschütternde Tragik dieses Menschendaseins in der Lieblosigkeit darstellen, denen die Erlösung im Schlußakt folgt, in der Jenseitswelt. Daß der letzte Akt gedichtet werden konnte, ist ein Beweis dafür, daß diese Jenseitswelt eine Wirklichkeit des Diesseitigen sein könnte, und also ist . . .

5. „Rhein- und Ruhr-Zeitung“ in einem Essay über Karl Röttger den Dramatiker:

. . . Sein Wollen glaube ich so versichtbarlichen zu dürfen: es geht ihm um eine Überwindung des naturalistischen Dramas einerseits und des jambischen Stelzendoramas anderseits. Wollte das erstgenannte einer (meist ziemlich äußerlichen) Bezüglichkeit aufs Tatsächliche, einer Abschilderung Wert und Wirkung verdanken — so strebte das andere (ebenso äußerlich) danach, mehr oder weniger „Theater“ zu sein. Entgegen dem will Röttger seinen dramatischen Werken Leben und Wirkung aus der Kraft der Sprache und ihrer Umsetzung in schauspielerischen Gestus erstehen lassen . . .

Über die Lyrik Karl Röttgers sagt der Literaturhistoriker Dr. Albert Soergel in einem Essay:

„Hier spricht ein moderner Mensch, der aus seinen religiösen Nöten heraus sich findet, fromm und stolz und bescheiden zugleich, ein gefasster Mensch, der endlich sein menschliches Schicksal in seine menschliche Hand nimmt — das alles muß ihm, meine ich, Anspruch auf Beachtung geben. Gern gebe ich mich ihm gefangen: Fühle ich doch, was in ihm klingt, in mir nachklingen, sein Leben zu meinem Leben werden; ich erlebe jene hohe Kunst der typischen Gestaltung, die, verlockende Detailsfülle verschmähend, nicht klingelt, sondern klingt.“

Der Literaturhistoriker Dr. A. Kober widmet der Lyrik Röttgers in seiner „Geschichte der religiösen Dichtung in Deutschland“ ein eigenes Kapitel von neun Seiten, dessen Schlußworte lauten:

„Mit einem Jubellied über diese Welterfüllung schließt Röttger seine (bisherige) religiöse Lyrik. Diese Lyrik kennt keine Dogmen,

— Jesus, Nirvana, Brahma tauchen flüchtig als Namen auf — keine Moral, keine Ethik. Sie ist nicht univervale Weltanschauungsdichtung im Sinne der Rilke und Hoffmannsthal, nicht christlich-konfessionelle Poesie im traditionellen Geiste. Und ist doch das wichtigste Denkmal der modernen christlichen Lyrik, weil hier der neue Mensch mit seiner ganzen Innerlichkeit, furchtlosesten Wagemuts, innigster Hingabe und heiligsten Eifers voll den einen Weg geht, das eine Ziel sucht: zu Gott . . .

Das neue Buch „Da glühn die Lichter der Unendlichkeit“ ist eine neue heilige Offenbarung des von Kober geschilderten frommen lyrischen Dichtergeistes.

Dr. Wolfgang Martin in der „Rheinisch-westfälischen Zeitung“ über Karl Röttger als Prosadichter:

„Einer von denen, die, ekstatischen Vertiegenheiten wie ausgefahrenen Geleisen gleich abhold, sehr erfolgreich neue eigene Wege gefunden haben, in deren abseitiger Stille auch der in literarischen Dingen mehr konservativ Gesinnte gern wandeln wird, ist Karl Röttger . . .“

Dr. Werner Mahrholz in einem Essay in den „Propyläen“ über Röttger als Erzähler und Prosadichter:

„Ganz aus der Tiefe seines Gemütes schöpfend, begabt mit einer zitternden Sinnlichkeit des inneren wie des äußeren Auges schafft er eine Welt der Güte und Reinheit, der Zartheit und Innigkeit, die in allem das Gegenteil unserer harten Wirklichkeit und gerade deshalb unserm Leben nahe und notwendig verbunden ist . . . die Kinder, Künstler und die vom Leben Mißhandelten, die Kranken und Schwachen — das sind die Menschen, deren Schicksale den Dichter Röttger anziehen . . .“



Princeton University Library



32101 066462555

